

## *Sechstes Kapitel*

Während der ganzen Zeit absolvierten wir unsere tägliche, genauer gesagt, nächtliche Runde. Es war die übliche Beschäftigung: Wache schieben, Spähtrupps unternehmen, Schützengräben ausheben und dazu Schlamm, Regen, heulende Winde und gelegentlich Schnee. Erst spät im April wurden die Nächte spürbar wärmer. Hier auf der Hochebene waren die Märztagte größtenteils wie ein englischer März, mit strahlend blauem Himmel und ständigem Wind. Die Wintergerste stand dreißig Zentimeter hoch, auf den Kirschbäumen bildeten sich rosa Knospen, denn die Front verlief hier durch verlassene Obstgärten und Gemüsegärten. Wenn man in den Wassergräben suchte, konnte man Veilchen und eine Art wilder Hyazinthen finden, die wie eine bescheidene Abart der Sternhyazinthe aussahen. Unmittelbar hinter der Front floß ein wunderschöner grüner, schäumender Bach, es war das erste klare Wasser, das ich seit meiner Ankunft an der Front gesehen hatte.

Eines Tages biß ich die Zähne zusammen und schlüpfte in den Fluß, um mein erstes Bad nach sechs Wochen zu nehmen. Es war allerdings ein kurzes Bad, denn das Wasser war vor allem Schneewasser und nur wenig über dem Gefrierpunkt.

Während dieser Zeit ereignete sich nichts, es ereignete sich überhaupt nie etwas. Die Engländer pflegten zu sagen, dies sei kein Krieg, sondern eine verdammte Pantomime. Wir lagen nur selten unter dem direkten Beschuß der Faschisten. Die einzige Gefahr drohte durch verirrte Kugeln, die aus verschiedenen Richtungen kamen, da die Front sich auf beiden Seiten nach vorne ausbuchtete. Die Verluste wurden zu dieser Zeit nur von Irrläufern verursacht. Arthur Clinton

wurde von einer geheimnisvollen Kugel getroffen, die seine linke Schulter zerschmetterte und seinen Arm, wie ich befürchtete, für immer unbrauchbar machte. Wir hatten gelegentlich Artilleriebeschuß, aber er war außergewöhnlich unwirksam. Das Heulen und Krachen der Granaten galt in Wirklichkeit als eine milde Ablenkung. Die Faschisten feuerten ihre Granaten nie auf unsere Brustwehr. Einige hundert Meter hinter uns stand ein Landhaus, La Granja genannt. Seine großen landwirtschaftlichen Gebäude dienten als Lager, Hauptquartier und Küche für diesen Frontabschnitt. Die faschistischen Artillerieschützen zielten auf diese Gebäude. Aber sie lagen fünf oder sechs Kilometer weit weg und zielten nie genau genug, um mehr als die Fenster zu zerschmettern oder die Wände anzukratzen. Man war nur dann in Gefahr, wenn man gerade die Straße hinaufkam, wenn der Beschuß anfang und die Granaten auf beiden Seiten in die Felder schlugen. Man lernte beinahe am ersten Tag die geheimnisvolle Kunst, aus dem Pfeifen der Granaten zu erkennen, wie nah sie einschlagen würden. Die Granaten, die die Faschisten damals abfeuerten, waren jämmerlich schlecht. Obwohl sie ein Kaliber von hundertfünfzig Millimeter hatten, war der Krater eines Einschlages nur etwa zwei Meter breit und eineinviertel Meter tief, unter vier Granaten explodierte mindestens eine nicht. Man erzählte sich darum die üblichen romantischen Geschichten von Sabotage in den faschistischen Fabriken und von Granaten, die nicht explodierten und statt Sprengstoff ein Stück Papier enthielten, auf dem stand: »Rotfront«. Ich habe nie etwas Derartiges gesehen. In Wirklichkeit waren die Granaten hoffnungslos alt. Jemand fand eine bronzene Zünderkappe, auf der ein Datum eingestempelt war: es war 1917. Die Kanonen der Faschisten hatten das gleiche Fabrikat und Kaliber wie unsere eigenen, und die nicht explodierten Granaten wurden oft wiederhergerichtet und zurückgeschossen. Man erzählte sich, es gebe eine alte Granate, die es schon zu

einem Spitznamen gebracht habe, täglich hin- und herreise, aber nie explodiere.

Nachts wurden kleine Spähtrupps ins Niemandsland geschickt, um in den Gräben nahe der faschistischen Linie zu liegen und auf Geräusche (Hornsignale, Hupen und so weiter) zu horchen, die auf Bewegungen in Huesca schließen ließen. Wir beobachteten ein ständiges Kommen und Gehen der faschistischen Truppen und konnten ihre Zahl nach den Berichten der Lauscher einigermaßen genau feststellen. Wir waren vor allem angewiesen worden, über das Läuten der Kirchenglocken zu berichten. Es schien, daß die Faschisten jedesmal zur Messe gingen, ehe sie in die Schlacht zogen. Zwischen den Feldern und Obstgärten lagen verlassene Lehmhütten, und es war ungefährlich, sie beim Licht eines Streichholzes zu durchforschen, nachdem man die Fenster aufgebrochen hatte. Manchmal fand man wertvolle Beutestücke, wie zum Beispiel ein Beil oder eine faschistische Wasserflasche (die besser als unsere waren und deshalb sehr gesucht wurden). Man konnte auch während des Tages die Gegend erkunden, aber das mußte meistens auf allen vieren kriechend geschehen. Es war ein eigenartiges Gefühl, in diesen leeren, fruchtbaren Feldern herumzukriechen, in denen gerade zur Erntezeit jede Arbeit aufgehört hatte. Die Ernte des letzten Jahres war niemals angerührt worden. Die ungeschnittenen Reben wanden sich auf dem Boden entlang, die Maiskolben waren auf den Stengeln so hart wie Stein geworden, die Zucker- und Runkelrüben waren zu riesigen, hölzernen Klumpen verwachsen. Wie die Bauern beide Armeen verflucht haben müssen! Manchmal suchten einige Männer im Niemandsland nach Kartoffeln. Ungefähr anderthalb Kilometer auf unserer Rechten, wo die Linien näher beieinander verliefen, gab es ein Feld mit Kartoffeln, das sowohl von den Faschisten wie auch von uns besucht wurde. Wir gingen tagsüber dorthin, sie nur bei Nacht, denn es wurde von unseren Maschinengewehren beherrscht.

Eines Nachts kamen sie zu unserem Verdruß *en masse* heraus und räumten das ganze Feld. Ein Stück weiter weg entdeckten wir ein anderes, aber dort gab es praktisch keine Deckung, und man mußte die Kartoffeln auf dem Bauch liegend ausgraben – eine ermüdende Arbeit. Wenn ihre Maschinengewehrschützen uns entdeckten, mußten wir uns flach wie eine Ratte machen, die unter einer Tür durchschlüpft, während die Kugeln die Erdklumpen wenige Meter hinter uns zerfetzten. Es schien aber damals der Mühe wert zu sein. Kartoffeln wurden sehr rar. Wenn man einen Sack voll hatte, konnte man sie zur Küche bringen und sie gegen eine Wasserflasche voll Kaffee eintauschen.

Aber es ereignete sich immer noch nichts, und es sah auch nicht so aus, als ob sich etwas ereignen würde. »Wann werden wir angreifen? Warum greifen wir nicht an?« lauteten die Fragen, die man Tag und Nacht sowohl von den Spaniern wie auch von den Engländern hörte. Wenn man weiß, was kämpfen bedeutet, klingt es eigenartig, daß Soldaten kämpfen möchten, und doch wollen sie es zweifellos. Im Schützengrabenkrieg gibt es drei Dinge, wonach sich alle Soldaten sehnen: eine Schlacht, mehr Zigaretten und einen einwöchigen Urlaub. Wir waren jetzt etwas besser als vorher bewaffnet. Jeder Soldat hatte hundertfünfzig Patronen Munition anstatt fünfzig. Nach und nach erhielten wir Bajonette, Stahlhelme und einige Handgranaten. Wir hörten das ewige Gerücht von einer bevorstehenden Schlacht. Ich glaube heute, es wurde absichtlich in Umlauf gesetzt, um die Moral der Truppe hochzuhalten. Man brauchte nicht viel militärische Kenntnisse zu haben, um zu sehen, daß es auf dieser Seite von Huesca keine größeren Kampfhandlungen geben werde, zumindest nicht zu jener Zeit. Der strategisch wichtige Punkt war die Straße nach Jaca, sie lag auf der anderen Seite.

Als die Anarchisten später ihren Angriff auf die Straße nach Jaca begannen, war es unsere Aufgabe, hinhaltende

Angriffe zu unternehmen und die Faschisten zu zwingen, Truppen von der anderen Seite abzuziehen.

Während der ganzen Zeit, also etwa sechs Wochen lang, gab es nur ein Ereignis an unserem Frontabschnitt. Damals griffen unsere Stoßtruppen Manicomio an, eine nicht mehr benutzte Irrenanstalt, die die Faschisten in eine Festung umgewandelt hatten. In der P.O.U.M. dienten mehrere hundert deutsche Flüchtlinge. Man hatte sie in einem besonderen Bataillon, dem Batallón de Choque, zusammengefaßt. Vom militärischen Standpunkt aus hatten sie im Vergleich mit der übrigen Miliz recht unterschiedliche Qualifikationen. Sie waren wirklich mehr als irgend jemand, den ich in Spanien sah, Soldaten, mit Ausnahme der Sturmgarde und einem Teil der Internationalen Brigade. Der Angriff wurde wie gewöhnlich verdorben. Ich frage mich, wie viele Operationen in diesem Kriege wohl auf der Regierungsseite *nicht* verdorben wurden? Die Stoßtruppen nahmen Manicomio im Sturm. Aber die Truppen, ich habe vergessen, zu welcher Milizeinheit sie gehörten, die sie unterstützen sollten, indem sie die benachbarten Hügel, die Manicomio beherrschten, nehmen sollten, wurden ziemlich böse zurückgeschlagen. Der Kapitän, der sie anführte, war einer jener regulären Armeeeoffiziere einer etwas zweifelhaften Loyalität, auf deren weiteren Diensten die Zentralregierung bestand. Aus Furcht oder Verrat warnte er die Faschisten, indem er eine Handgranate warf, als er zweihundert Meter weit von ihnen entfernt war. Es bereitet mir eine Genugtuung zu berichten, daß seine Leute ihn auf der Stelle erschossen. Aber der Überraschungsangriff war keine Überraschung mehr, und die Milizsoldaten wurden durch heftiges Feuer niedergemäht und vom Hügel heruntergetrieben. So mußten die Stoßtruppen beim Anbruch der Nacht Manicomio wieder aufgeben. Die ganze Nacht hindurch fuhren die Ambulanzwagen die abscheuliche Straße nach Sietamo hinunter und töteten dabei die Schwerverwundeten durch die schüttelnde Fahrt.

Jetzt waren wir alle verlaust, denn trotz der Kälte war es dafür schon warm genug. Ich habe ziemliche Erfahrungen mit körperlichem Ungeziefer jeder Art gemacht, aber an absoluter Gemeinheit schlägt die Laus alles, was mir je begegnet ist. Andere Insekten, wie beispielsweise die Mücken, machen einem mehr zu schaffen, aber sie sind wenigstens keine *Dauerbewohner*. Die menschliche Laus gleicht etwa einem winzigen Krebs und lebt hauptsächlich in den Hosen. Es gibt kaum eine Möglichkeit, sie loszuwerden, außer daß man seine Kleidung verbrennt. Sie legt ihre glitzernd weißen Eier, die wie winzige Reiskörner aussehen, in die Hosennähte, und daraus kriechen junge Läuse aus und brüten selbst mit schrecklicher Geschwindigkeit neue Familien aus. Ich glaube, es wäre nützlich für die Pazifisten, ihre Flugblätter mit vergrößerten Fotografien von Läusen zu illustrieren. Das ist wahrhaftig die Glorie des Krieges! Im Krieg sind *alle* Soldaten verlaust, wenigstens wenn es warm genug ist. Die Männer, die bei Verdun, bei Waterloo, bei Flodden, bei Senlac und bei den Thermopylen kämpften – jeder von ihnen hatte Läuse, die über seine Hoden krochen. Wir kamen dem Viehzeug ein wenig bei, indem wir ihre Eier ausbrannten und so oft, wie wir den Mut dazu aufbrachten, badeten. Außer Läusen hätte mich nichts in den eiskalten Fluß treiben können.

Alles wurde knapp – Stiefel, Kleidung, Tabak, Seife, Kerzen, Streichhölzer und Olivenöl. Unsere Uniformen lösten sich in Stücke auf, und viele Männer hatten keine Stiefel mehr, sondern nur Sandalen mit Sohlen aus Stricken. Überall fand man ganze Haufen zerschlossener Stiefel. Einmal nährten wir ein Feuer im Unterstand zwei Tage lang fast nur mit Stiefeln, die kein schlechter Brennstoff sind. Zu diesem Zeitpunkt war meine Frau in Barcelona und schickte mir Tee, Schokolade, ja sogar Zigarren, wenn sie so etwas bekommen konnte. Aber selbst in Barcelona wurde alles knapp, besonders der Tabak. Tee war eine Gottesgabe, ob-

wohl wir nie Milch und selten etwas Zucker hatten. Aus England wurden ständig Pakete an die Männer in der Truppe geschickt, aber sie kamen nie an. Nahrungsmittel, Kleidung, Zigaretten – alles wurde entweder von der Post nicht angenommen oder in Frankreich beschlagnahmt. Seltenerweise gelang es als einziger Firma den Armee- und Marineläden, meiner Frau ein Paket mit Tee zu schicken, in einem denkwürdigen Fall sogar eine Büchse mit Kekes. Die arme alte Armee und Marine! Sie taten nobel ihre Pflicht, aber vielleicht hätten sie sich besser gefühlt, wenn ihre Sachen auf Francos Seite der Barrikaden gegangen wären. Das schlimmste von allem war der Mangel an Tabak. Zu Beginn des Krieges hatte man uns täglich ein Päckchen Zigaretten gegeben, dann wurde die Ration auf acht Zigaretten am Tag vermindert, dann auf fünf. Schließlich gab es zehn mörderische Tage, an denen überhaupt kein Tabak ausgegeben wurde. Zum erstenmal sah ich in Spanien, was man jeden Tag in London sieht, wie nämlich Leute Kippen aufsammeln.

Gegen Ende März hatte ich eine Blutvergiftung an der Hand, die geschieht und in eine Schlinge gelegt werden mußte. Ich mußte zum Hospital gehen, aber es lohnte sich nicht, mich wegen solch einer kleinen Verletzung nach Sieta-mo zu schicken, und so blieb ich im sogenannten Hospital von Monflorite, das nur eine Behandlungsstation für Verwundete war. Ich blieb dort etwa zehn Tage, einen Teil der Zeit verbrachte ich im Bett. Die *practicantes* (Krankenhef-fer) stahlen praktisch jeden Wertgegenstand, den ich besaß, einschließlich meiner Kamera und aller meiner Fotografien. Jeder stahl an der Front, das war eine unvermeidbare Folge des Mangels, aber die Leute im Hospital waren immer die schlimmsten. Im Hospital in Barcelona erzählte mir später ein Amerikaner, der gekommen war, um sich der Internationalen Brigade anzuschließen, daß sein Schiff von einem italienischen Unterseeboot torpediert wurde. Als man ihn

verwundet an die Küste brachte und in einen Krankenwagen hob, stahlen die Krankenträger sogar seine Armbanduhr.

Während mein Arm in einer Binde lag, verbrachte ich einige glückliche Tage damit, durch die Landschaft zu spazieren. Monflorite war das übliche Gewirr von Lehm- und Steinhütten mit engen, gewundenen Gassen, die von Lastwagen aufgewühlt worden waren, bis sie wie Mondkrater aussahen. Die Kirche war ziemlich zerstört worden, aber sie wurde jetzt als Militärlager benutzt. In der ganzen Nachbarschaft gab es nur zwei größere Bauernhäuser, Torre Lorenzo und Torre Fabian, und nur zwei wirklich große Gebäude, vermutlich die Häuser der Landbesitzer, die einst über diese Landschaft geherrscht hatten. Ihr Wohlstand spiegelte sich in den erbärmlichen Hütten der Bauern. Direkt hinter dem Fluß, ganz in der Nähe der Frontlinie, stand eine riesige Getreidemühle mit einem dazugehörigen Landhaus. Es war eine Schande zu sehen, wie die riesige, teure Maschine nun ungenutzt verrostete, die hölzernen Mehlrutschen abgerissen und als Brennholz verwandt wurden. Später schickte man einige Trupps auf Lastwagen, um das Anwesen systematisch abzureißen und Brennholz für die weiter zurückliegenden Truppen zu gewinnen. Sie zerschmetterten die Bodenbohlen eines Raumes, indem sie eine Handgranate hineinwarfen. La Granja, unser Lager und unsere Küche, war möglicherweise früher einmal ein Konvent gewesen. Es gab dort riesige Höfe und Nebengebäude, die eine Fläche von viertausend Quadratmetern bedeckten, außerdem Ställe für dreißig oder vierzig Pferde. Die Landhäuser in diesem Teil Spaniens sind vom architektonischen Standpunkt gesehen nicht interessant. Aber ihre Farmgebäude aus gekalktem Stein mit runden Bögen und großartigen Dachbalken sind prächtige Anwesen, die nach einem Plan gebaut werden, der wahrscheinlich über Jahrhunderte hinweg nicht geändert wurde. Manchmal überkam mich eine

gewisse schleichende Sympathie für die ehemaligen faschistischen Besitzer, wenn ich sah, wie die Miliz die eroberten Gebäude behandelte. In La Granja war jeder unbenutzte Raum in eine Latrine verwandelt worden – ein scheußliches Schlachtfeld zerschlagener Möbel und Exkreme. In der kleinen Kirche daneben waren die Wände von Granatlöchern durchbohrt und der Boden fußhoch unter Mist begraben. Im großen Hof, wo die Köche ihre Rationen austeilten, war das Durcheinander von rostigen Büchsen, Schlamm, Maultiermist und faulenden Lebensmitteln ekelhaft. Es unterstrich das alte Armeelied:

Wir haben Ratten, Ratten  
in Kammern und Kasematten,  
Ratten so groß wie Katzen!

Die Ratten in La Granja waren wirklich so groß wie Katzen oder doch fast so groß; enorme, aufgedunsene Kreaturen, die über die Unrathaufen watschelten und so schamlos waren, daß sie nicht einmal weg liefen, es sei denn, man schoß auf sie.

Endlich war der Frühling da. Das Blau des Himmels war weicher, die Luft wurde plötzlich linde. Die Frösche paarten sich lärmend in den Wassergräben. Rund um die Trinkstellen der Maultiere des Dorfes fand ich ausgezeichnete kleine Frösche von der Größe eines Pennys, die so glänzten, daß das frische Gras neben ihnen blaß wirkte. Die Bauernburschen gingen mit Eimern hinaus, um Schnecken zu jagen, die sie auf Blechen lebendig rösteten. Sobald das Wetter besser wurde, kamen die Bauern zum Frühjahrspflügen hinaus. Es ist typisch für die vollständige Ungewißheit, in die die ganze spanische Agrarrevolution gehüllt ist, daß ich niemals genau erfahren konnte, ob das Land hier kollektiviert wurde oder ob es die Bauern einfach unter sich verteilt hatten. Ich vermute, daß es theoretisch kollektiviert worden

war, da diese Gegend von der P.O.U.M. und den Anarchisten beherrscht wurde. Jedenfalls waren die Landbesitzer nicht mehr da, wurden die Felder bebaut und schienen die Leute zufrieden zu sein. Ich hörte nie auf, mich über die Freundlichkeit der Bauern uns gegenüber zu wundern. Einigen der älteren unter ihnen muß der Krieg sinnlos erschienen sein, denn offensichtlich brachte er nur Mangel an allem und ein trübes, langweiliges Leben für jeden. Selbst in den besten Zeiten hassen die Bauern, wenn Truppen bei ihnen einquartiert werden. Aber sie waren unterschiedslos freundlich. Ich vermute, die Erklärung dafür war, daß wir, so unerträglich wir in mancher Hinsicht auch sein mochten, doch zwischen ihnen und ihren ehemaligen Landbesitzern standen. Ein Bürgerkrieg ist eine eigenartige Sache: Huesca war keine acht Kilometer weit weg; es war der Markt für diese Leute, sie alle hatten dort Verwandte, jede Woche ihres Lebens waren sie dorthin gegangen, um ihr Geflügel und ihre Gemüse zu verkaufen; nun aber lag seit acht Monaten eine unüberwindbare Barriere aus Stacheldraht und Maschinengewehren dazwischen. Manchmal vergaßen sie das. So sprach ich einmal zu einer alten Frau, die eine dieser winzigen eisernen Lampen trug, in denen die Spanier Olivenöl brennen. »Wo kann ich solch eine Lampe kaufen?« sagte ich. »In Huesca«, sagte sie, ohne nachzudenken, und dann lachten wir beide. Die Dorfmadchen waren prächtige, lebhaft Geschöpfe mit kohlschwarzem Haar, schwingendem Gang und aufrichtigem, direktem Benehmen, wahrscheinlich ein Nebenprodukt der Revolution.

Männer in zerlumpten blauen Hemden, schwarzen Kordhosen und breitrandigen Strohhüten pflügten die Felder mit Gespannen von Maultieren, deren Ohren rhythmisch hin und her schwangen. Ihre Pflüge waren elende Dinger, die den Boden aufwühlten, aber keine richtige Furche zogen. Sämtliche landwirtschaftlichen Maschinen waren bedauernswert veraltet, bedingt durch den hohen Preis aller

aus Eisen hergestellten Gegenstände. So wurde beispielsweise eine zerbrochene Pflugschar zusammengestückelt und erneut zusammengestückelt, bis sie manchmal nur noch aus Stücken bestand. Rechen und Mistgabeln wurden aus Holz gemacht. Spaten waren diesen Leuten, die selten ein Paar Stiefel besaßen, unbekannt. Sie gruben ihre Felder mit einer schwerfälligen Hacke um, wie sie in Indien benutzt wird. Sie hatten eine Egge, die an das späte Steinzeitalter erinnerte. Sie bestand aus zusammengefügtten Brettern und hatte ungefähr die Größe eines Küchentisches. In die Bretter waren Hunderte von Löchern gebrannt und in jedes Loch ein Stück Feuerstein geklemmt worden, der genauso wie von den Menschen vor zehntausend Jahren zurechtgeschlagen worden war. Ich erinnere mich, wie ich fast vor Schrecken erstarrte, als ich zum erstenmal in einer zerschlagenen Hütte im Niemandsland ein derartiges Instrument fand. Ich mußte eine Weile überlegen, ehe ich begriff, daß es eine Egge war. Es wurde mir übel, wenn ich an die Arbeit dachte, die in der Herstellung eines solchen Apparates steckte, und wenn ich mir die Armut vorstellte, die Feuerstein statt Stahl benutzen mußte. Seitdem betrachte ich die Industrialisierung mit immer größerem Wohlwollen. Aber in diesem Dorf gab es auch zwei moderne landwirtschaftliche Traktoren, die zweifellos auf einem Gut eines großen Landbesitzers erbeutet worden waren.

Ein- oder zweimal wanderte ich zu dem kleinen, von Mauern eingefassten Kirchhof hinaus, der etwa zwei Kilometer außerhalb des Dorfes lag. Die an der Front Gefallenen wurden normalerweise nach Sietamo gebracht. Hier lagen die Toten des Dorfes. Er unterschied sich auf merkwürdige Weise von einem englischen Friedhof. Hier gab es keine Achtung vor den Toten. Alles war mit Büschen und hohem Gras überwachsen, überall lagen menschliche Knochen umher. Das Überraschende aber war, daß religiöse Inschriften auf den Grabsteinen fast vollständig fehlten, obwohl sie

alle aus der Zeit vor der Revolution stammten. Ich glaube, ich sah nur einmal ein »Bete für die Seele des Soundso«, wie es auf katholischen Gräbern üblich ist. Die meisten Inschriften waren recht weltlich mit komischen Gedichten auf die Tugenden der Verstorbenen. Auf vielleicht einem unter vier oder fünf Gräbern stand ein kleines Kreuz oder eine formhafte Ehrerbietung für den Himmel, die dann von einem fleißigen Atheisten mit einem Meißel weggeschlagen worden war.

Es fiel mir auf, daß die Einwohner dieser Gegend Spaniens wirklich ohne religiöse Gefühle sein mußten – ich meine, religiöses Gefühl im strenggläubigen Sinne. Es ist merkwürdig, daß ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Spanien niemals einen Menschen sah, der sich bekreuzigte, obwohl man doch annehmen sollte, daß eine derartige Bewegung, ob mit oder ohne Revolution, zur Gewohnheit wird. Sicherlich wird die spanische Kirche zurückkommen – nach dem Sprichwort: Die Nacht und die Jesuiten kommen immer wieder –, aber es besteht kein Zweifel daran, daß sie beim Ausbruch der Revolution zusammenbrach und in einem solchen Ausmaß zerschlagen wurde, wie es unter ähnlichen Umständen selbst für die todgeweihte Kirche von England undenkbar wäre. Für die spanischen Menschen, jedenfalls in Katalonien und Aragonien, war die Kirche schlicht und einfach Schwindel. Möglicherweise wurde der christliche Glaube in gewissem Umfange vom Anarchismus verdrängt, dessen Einfluß sehr weit reicht und der ohne Zweifel eine religiöse Färbung hat.

Am Tag meiner Rückkehr aus dem Hospital wurde unsere Linie zu der Stellung vorverlegt, die sie eigentlich haben sollte, etwa tausend Meter weiter vorne an einem kleinen Fluß, der etwa zweihundert Meter vor den faschistischen Linien vorbeifloß. Diese Operation hätte einige Monate früher durchgeführt werden sollen. Es wurde erst jetzt getan, weil die Anarchisten an der Straße nach Jaca angriffen. Da-

durch, daß wir jetzt auf dieser Seite vorgingen, mußten die Faschisten Truppen abzweigen, um uns hier entgegenzutreten.

Sechzig oder siebenzig Stunden lang schliefen wir nicht, und meine Erinnerung verliert sich im Nebelhaften oder vielmehr einer Reihe von Bildern. Horchdienst im Niemandsland, hundert Meter vor der Casa Francesca, einem befestigten Bauernhaus, das ein Stück der faschistischen Front war. Sieben Stunden lang in einem schrecklichen Sumpf liegen, in einem nach Schilf stinkenden Wasser, in dem der Körper allmählich tiefer und tiefer einsank: der Geruch der Schilfhalme, die lähmende Kälte, die unbeweglichen Sterne an einem schwarzen Himmel, das heisere Quaken der Frösche. Obwohl es schon April war, hatten wir die kälteste Nacht, an die ich mich in Spanien erinnern kann. Wenige hundert Meter hinter uns waren Bautrupps eifrig bei der Arbeit, aber hier vorne herrschte vollständiges Schweigen, außer dem Chor der Frösche. Während der ganzen Nacht hörte ich nur einmal das bekannte Geräusch, das entsteht, wenn ein Sandsack mit einem Spaten flachgeklopft wird. Es ist eigenartig, wie die Spanier dann und wann eine brillante Organisationstat durchführen können. Die ganze Vorverlegung war wundervoll geplant. In sieben Stunden bauten sechshundert Mann zwölfhundert Meter Schützengräben und Brustwehren in einer Entfernung von hundertfünfzig bis dreihundert Meter von der faschistischen Linie. Alles geschah so leise, daß die Faschisten nichts hörten, und während der ganzen Nacht gab es nur einen Verlust. Natürlich gab es am nächsten Tag mehr. Für jeden Mann war eine bestimmte Arbeit vorgesehen, selbst für die Köche, die plötzlich, als wir fertig waren, ankamen und mit Schnaps versetzten Wein in Eimern brachten.

Dann kam die Morgendämmerung, und die Faschisten entdeckten plötzlich, daß wir dort waren. Der viereckige weiße Block der Casa Francesca schien sich wie ein Turm

über uns zu erheben, obwohl er zweihundert Meter weit weg war. Die Maschinengewehre in den von Sandsäcken geschützten oberen Fenstern schienen direkt auf uns in die Schützengräben hinabzuzeigen. Wir standen und schauten mit offenem Mund hin und wunderten uns, warum die Faschisten uns nicht sahen. Dann kam ein böser Kugelregen, und jeder warf sich auf die Knie und grub fieberhaft, um den Schützengraben tiefer zu machen und schmale Unterstände in die Seitenwände zu treiben. Mein Arm lag immer noch in Bandagen, so konnte ich nicht graben und verbrachte den größten Teil des Tages damit, eine Detektivgeschichte zu lesen – ihr Titel hieß: *Der verlorengegangene Geldleiher*. Ich kann mich an die Geschichte nicht mehr erinnern, aber ich kann mich sehr genau daran erinnern, was ich fühlte, als ich da saß und las: den feuchten Lehm auf dem Boden des Schützengrabens unter mir; das ständige Verschieben meiner Beine, um sie aus dem Wege zu nehmen, wenn ein Mann vorbeikam, der den Schützengraben entlangeilte, und das Krack, Krack, Krack der Kugeln einen halben Meter über meinem Kopf. Thomas Parker erhielt einen Durchschuß am Ende seines Oberschenkels, und er meinte, das bringe ihn näher an ein Kriegsverdienstkreuz, als ihm lieb sei. Am gesamten Abschnitt hatten wir Verluste, aber nichts im Vergleich zu dem, was uns erwartet hätte, wenn sie uns in der Nacht beim Umbau der Stellung erwischt hätten. Ein Deserteur erzählte uns später, fünf faschistische Wachtposten seien für ihre Unachtsamkeit erschossen worden. Selbst jetzt hätten sie uns massakrieren können, wenn sie sich nur entschlossen hätten, ein paar Mörser herbeizubringen. Es war eine mühselige Arbeit, die Verwundeten durch den schmalen, überfüllten Schützengraben wegzutragen. Ich sah, wie ein armer Teufel, seine Hose dunkel vom Blut, von der Tragbahre hinabgeworfen wurde und in Agonie keuchte. Man mußte die Verwundeten über eine lange Entfernung hinweg tragen, etwa zwei Kilometer weit, denn selbst wo

es eine Straße gab, kamen die Ambulanzwagen nie nahe an die Front heran. Wenn sie zu nah kamen, nahmen die Faschisten sie unter Artilleriebeschuß – das ist entschuldigbar, denn in einem modernen Krieg hat niemand Skrupel, die Ambulanzwagen zum Transport von Munition zu benutzen.

Dann die nächste Nacht; wir warteten bei Torre Fabian auf einen Angriff, der im letzten Moment durch Funkbefehl abgeblasen wurde. Wir warteten in einer Scheune, deren Boden aus einer dünnen Schicht Häcksel bestand, das über einer tiefen Schicht Knochen lag, einer Mischung von Menschen- und Rinderknochen. Der Raum wimmelte von Ratten. Die schmutzigen Kreaturen schwärmten an allen Ecken und Enden aus dem Boden. Wenn ich etwas ganz besonders hasse, so ist es eine Ratte, die in der Dunkelheit über mich läuft. Aber ich hatte immerhin die Befriedigung, daß ich einer von ihnen einen guten Schlag gab, der sie weit weg-schleuderte.

Dann das Warten fünfzig oder sechzig Meter vor der faschistischen Brustwehr auf den Befehl zum Angriff. Eine lange Kette von Männern, die sich in einen Bewässerungsgraben gehockt hatte, während ihre Bajonette über das Ende des Grabens hinausschauten und das Weiße ihrer Augen durch die Dunkelheit leuchtete. Kopp und Benjamin hatten sich hinter uns hingeduckt, zusammen mit einem Mann, der einen Funkempfänger auf seinen Schultern trug. Am westlichen Horizont der rötliche Schein von Mündungsfeuer, nach einigen Sekunden gefolgt von riesigen Explosionen. Dann hörten wir ein Piep, Piep, Piep vom Funkgerät und den geflüsterten Befehl, wir sollten uns zurückziehen, solange es noch ging. Wir folgten dem Befehl, aber nicht schnell genug. Zwölf armselige Kinder der J.C.I. (der Jungendliga der P.O.U.M., das Gegenstück der J.S.U. der P.S.U.C.), die nur vierzig Meter von der faschistischen Brustwehr entfernt lagen, wurden vom Morgengrauen überrascht und

konnten nicht mehr fliehen. Sie mußten den ganzen Tag über dort liegen bleiben und hatten nur Grasbüschel als Deckung, die Faschisten aber schossen jedesmal auf sie, wenn sie sich nur bewegten. Als die Nacht hereinbrach, waren sieben von ihnen tot, den anderen fünf gelang es dann, in der Dunkelheit wegzukriechen.

Dann, an vielen aufeinanderfolgenden Morgen, der Lärm der anarchistischen Angriffe auf der anderen Seite von Huesca. Immer der gleiche Lärm. Plötzlich, in den frühen Morgenstunden, das einleitende Krachen verschiedener Serien von Granaten, die gleichzeitig explodierten – selbst aus vielen Kilometern Entfernung ein teuflischer, alles erfüllender Krach. Dann der ununterbrochene Lärm von massiertem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, ein schwerer rollender Ton, der eigenartigerweise dem Rollen von Trommeln ähnelt. Allmählich breitete sich das Schießen in allen Schützengräben aus, die Huesca einschlossen. Wir stolperten in den Gräben und lehnten schläfrig an der Brustwehr, während eine unregelmäßige, sinnlose Kanonade über unsere Köpfe hinwegfegte.

Tagsüber donnerten die Kanonen unregelmäßig. Torre Fabian, das jetzt als unsere Küche diente, wurde beschossen und teilweise zerstört. Es ist merkwürdig, daß man sich immer wünscht, wenn man Artilleriefeuer aus einer sicheren Entfernung beobachtet, der Kanonier möge sein Ziel treffen, selbst wenn in diesem Ziel das eigene Mittagessen und einige der eigenen Kameraden sind. An jenem Morgen schossen die Faschisten gut – vielleicht besorgten deutsche Kanoniere das Geschäft. Sie gabelten Torre Fabian sorgfältig ein. Eine Granate darüber hinaus, eine Granate kurz davor und dann zisch-bumm! Berstende Dachsparren flogen nach oben, und ein Stück Uralit flatterte aus der Luft herab wie ein emporgeschnelltes Paket Spielkarten. Die nächste Granate schlug die Ecke eines Gebäudes so sauber weg, wie es ein Riese mit einem Messer tun könnte. Aber die Köche

lieferten das Dinner pünktlich ab – ein denkwürdiges Kunststück.

Im Verlauf der nächsten Tage nahm jede der unsichtbaren, aber hörbaren Kanonen eine ausgeprägte Persönlichkeit an. Wir hatten zwei Batterien russischer Fünfundsiebzig-Millimeter-Kanonen, die dicht hinter uns abgefeuert wurden und die in meiner Vorstellung das Bild eines fetten Mannes hervorriefen, der auf einen Golfball schlägt. Es waren die ersten russischen Kanonen, die ich damals gesehen oder, besser, gehört habe. Die Geschosse hatten eine niedrige Flugbahn und eine sehr hohe Geschwindigkeit, so daß man fast gleichzeitig die Explosion der Kartusche, das Zischen und das Bersten der Granate hörte. Hinter Monflorite standen zwei sehr schwere Kanonen, die ein paarmal am Tag mit einem tiefen, gedämpften Donner schossen, der sich wie das Gebell eines weitentfernten, angeketteten Ungeheuers anhörte. Oben auf Monte Aragon, der mittelalterlichen Festung, die von den Regierungstruppen im vergangenen Jahr erstürmt worden war (zum erstenmal in der Geschichte, wie man sagte) und einen der Zugänge nach Huesca bewachte, stand eine schwere Kanone, die aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stammen mußte. Ihre großen Granaten piffen so langsam über uns hinweg, daß man das Gefühl hatte, man könnte mit ihnen laufen und Schritt halten. Eine Granate aus dieser Kanone klang ungefähr so wie ein Mann, der auf einem Fahrrad vorbeifährt und pfeift. Die Grabenmörser machten den teuflischsten Lärm von allen, obwohl sie klein waren. Ihre Granaten sind eigentlich eine Art Torpedo mit Flügeln, sie sehen aus wie die Wurf Pfeile, mit denen man in englischen Kneipen spielt, und sie haben ungefähr die Größe einer Literflasche. Sie gehen mit einem teuflischen metallischen Krachen los, so wie wenn eine riesige Kugel aus sprödem Stahl auf einem Amboss zerschmettert wird. Manchmal flogen unsere Flugzeuge hinüber und warfen Lufttorpedos ab, deren enormer Donner ein Echo

hervorrief und die Erde selbst auf eine Entfernung von über drei Kilometer zum Zittern brachte. Die explodierenden Granaten aus den faschistischen Flugabwehrkanonen betupften den Himmel mit Wölkchen wie aus schlechter Wasserfarbe, aber ich sah niemals, daß sie näher als tausend Meter an ein Flugzeug herankamen. Wenn ein Flugzeug hinabstößt und aus seinem Maschinengewehr feuert, hört sich der Lärm von unten wie das Flattern von Flügeln an.

An unserem Frontabschnitt ereignete sich nicht viel. Zweihundert Meter zur Rechten von uns, wo die Faschisten auf höherem Boden lagen, erwischten ihre Scharfschützen einige unserer Kameraden. Zweihundert Meter zur Linken, an der Brücke über den Fluß, spielte sich eine Art Duell ab zwischen den faschistischen Mörsern und den Männern, die eine Betonbarrikade jenseits der Brücke bauten. Die bösen kleinen Granaten zischten herüber, zwingkrach! zwingkrach!, und machten einen doppelt teuflischen Lärm, wenn sie auf der Asphaltstraße landeten. Hundert Meter weiter konnte man in vollständiger Sicherheit stehen und die Säulen aus Erde und Rauch beobachten, die wie Zauberbäume in die Luft sprangen. Die armen Teufel an der Brücke verbrachten ein gut Teil des Tages damit, sich in die kleinen Schützenlöcher zu ducken, die sie an der Seite des Grabens ausgehöhlt hatten. Aber es gab weniger Verluste, als man hätte erwarten können, und die Barrikade wuchs gleichmäßig empor: eine sechzig Zentimeter dicke Mauer aus Beton mit Schießscharten für zwei Maschinengewehre und ein kleines Feldgeschütz. Der Beton wurde mit alten Bettgestellen verstärkt, es war anscheinend das einzige Eisen, das man für diesen Zweck auftreiben konnte.

## *Siebentes Kapitel*

Eines Nachmittags sagte uns Benjamin, er brauche fünfzehn Freiwillige. Der Angriff auf die faschistische Feldschanze, der bei einer früheren Gelegenheit abgeblasen worden war, sollte in dieser Nacht durchgeführt werden. Ich ölte meine zehn mexikanischen Patronen, beschmierte mein Bajonett mit Lehm (es verrät die Position, wenn es zuviel funkelt) und packte einen Kanten Brot, ein Stück rote Wurst und eine Zigarre zusammen, die mir meine Frau aus Barcelona geschickt und die ich lange Zeit aufbewahrt hatte. Jeder Mann erhielt drei Handgranaten. Endlich war es der spanischen Regierung gelungen, eine anständige Handgranate zu produzieren. Sie funktionierte nach dem Prinzip der Handgranate von Mills<sup>1</sup>, aber sie hatte statt einem zwei Sicherungsstifte. Nachdem man die Stifte herausgezogen hatte, dauerte es sieben Sekunden, ehe die Bombe explodierte. Ihr Hauptnachteil bestand darin, daß einer der Stifte sehr fest und der andere sehr lose saß. Man hatte also entweder die Wahl, beide Stifte an ihrer Stelle zu belassen und im Notfall den festsitzenden nicht herausziehen zu können oder aber den festsitzenden Stift vorher herauszuziehen und in dauernder Angst zu schweben, ob das Ding in der Tasche explodieren würde. Aber es war eine handlich zu werfende, kleine Granate.

Kurz vor Mitternacht führte Benjamin uns fünfzehn zum Torre Fabian hinunter. Den ganzen Abend lang hatte es unentwegt geregnet. Die Bewässerungsgräben liefen über, und jedesmal, wenn man in einen hineinstolperte, stand man bis zur Hüfte im Wasser. Im Hof der Farm wartete

<sup>1</sup> Sir William Mills, 1855-1932, Erfinder einer Eierhandgranate, d. Ü.

eine in der pechschwarzen Dunkelheit und dem strömenden Regen nur undeutlich erkennbare Gruppe von Männern. Kopp sprach zu uns erst auf spanisch, dann auf englisch und erklärte uns den Angriffsplan. Die faschistische Linie machte hier einen Bogen wie ein L, und die Brustwehr, die wir angreifen sollten, lag auf dem allmählich ansteigenden Boden an der Ecke des L. Ungefähr dreißig von uns, die eine Hälfte Engländer und die andere Hälfte Spanier, sollten unter dem Kommando unseres Bataillonskommandeurs Jorge Roca (ein Bataillon in der Miliz bestand aus ungefähr vierhundert Mann) und Benjamins hinaufkriechen und die faschistischen Stacheldrahtverhaue durchschneiden. Jorge sollte die erste Handgranate als Signal werfen, dann sollte der Rest von uns eine Serie von Handgranaten hinterherwerfen, die Faschisten aus ihrer Befestigung hinaustreiben und sie in Besitz nehmen, ehe sie sich sammeln konnten. Gleichzeitig sollten siebzig Leute der Stoßtruppe die benachbarte faschistische ›Stellung‹ angreifen, die zweihundert Meter weiter rechts von ihr entfernt lag und durch einen Verbindungsgraben zu erreichen war. Um zu verhindern, daß wir uns in der Dunkelheit gegenseitig anschossen, sollten weiße Armbinden getragen werden. In diesem Augenblick kam ein Bote, der sagte, es gäbe keine weißen Armbinden. Aus der Dunkelheit heraus schlug jemand mit klagender Stimme vor: »Könnten wir nicht dafür sorgen, daß statt dessen die Faschisten weiße Armbinden tragen?«

Wir hatten noch ein oder zwei Stunden Zeit. Die Scheune über dem Maultierstall war durch Artilleriebeschuß so zerstört worden, daß man sich in ihr ohne ein Licht nicht umherbewegen konnte. Die Hälfte des Bodens war durch eine herabstürzende Granate weggerissen worden, dort konnte man sechs Meter tief auf die Steine hinabfallen. Jemand fand einen Pickel und stemmte eine zerbrochene Bohle aus dem Boden. In ein paar Minuten hatten wir ein Feuer angezündet, und unsere durchnästen Kleider dampften. Ein an-

derer holte ein Paket Spielkarten hervor. Ein Gerücht – eins der geheimnisvollen Gerüchte, die im Kriege wie ansteckende Krankheiten auftauchen – machte die Runde, wonach sofort heißer Kaffee mit Brandy ausgegeben werden sollte. Begierig stiegen wir die fast zusammenstürzende Treppe hinunter, tappten in dem dunklen Hof umher und fragten, wo wir den Kaffee erhalten könnten. Leider aber gab es keinen Kaffee! Statt dessen rief man uns zusammen, ordnete uns zu einer Linie hintereinander, und dann verschwanden Jorge und Benjamin schnell in der Dunkelheit, während der Rest von uns folgte.

Es regnete immer noch und war vollständig dunkel, aber der Wind hatte aufgehört. Der Schlamm war unbeschreiblich. Die Pfade durch die Rübenfelder bestanden nur aus einer Reihe von Klumpen, schlüpfrig, wie mit Fett eingeschmiert, dazwischen überall riesige Pfützen. Lange ehe wir an die Stelle kamen, wo wir unsere eigene Brustwehr verlassen sollten, war schon jeder mehrfach gefallen und waren unsere Gewehre mit Schlamm überzogen. An der Brustwehr wartete eine kleine Gruppe von Leuten, sie waren unsere Reserve, der Doktor und mehrere Tragbahnen. Wir gingen in einer Reihe hintereinander durch die Lücke in der Brustwehr und wateten durch einen anderen Bewässerungsgraben. Platsch, glucks! Wieder standen wir bis zur Hälfte im Wasser, und der schmutzige, schleimige Schlamm ergoß sich über unsere Stiefelränder. Draußen auf dem Gras wartete Jorge, bis wir alle hindurch waren. Völlig niedergeduckt begann er dann, langsam vorwärts zu kriechen. Die faschistische Brustwehr lag etwa hundertfünfzig Meter weit entfernt. Unsere einzige Chance, dorthin zu kommen, bestand darin, uns ohne Lärm zu bewegen.

Ich war mit Jorge und Benjamin an der Spitze. Wir krochen tief gebückt, hielten aber unsere Gesichter hoch. So krochen wir, mit jedem Schritt langsamer werdend, in die vollständige Dunkelheit hinein. Leicht schlug der Regen in

unsere Gesichter. Wenn ich zurückschaute, konnte ich die Männer in meiner Nähe sehen. Sie waren ein Haufen gekrümmter Schatten, die wie riesige schwarze Pilze langsam vorwärts glitten. Aber jedesmal, wenn ich meinen Kopf hob, wisperte Benjamin dicht neben mir ungestüm in mein Ohr: »Den Kopf 'runterhalten! Den Kopf 'runterhalten!« Ich hätte ihm sagen können, er brauche sich nicht zu sorgen. Ich wußte aus Erfahrung, daß man in einer dunklen Nacht niemals einen Mann auf eine Entfernung von zwanzig Schritten sehen kann. Viel wichtiger war es, ohne einen Laut vorzugehen. Wenn sie uns einmal hörten, war es aus mit uns. Sie brauchten nur die Dunkelheit mit ihrem Maschinengewehrfeuer zu zerschneiden, und uns würde nichts anderes übrigbleiben, als wegzulaufen oder massakriert zu werden.

Es war fast unmöglich, auf dem durchweichten Boden ruhig voranzukommen. Wie man es auch anstellte, die Füße blieben im Schlamm stecken, und jeder Schritt, den man machte, war ein Platsch-Platsch, Platsch-Platsch. Das Teuflische aber war, daß der Wind nachgelassen hatte und trotz des Regens die Nacht sehr ruhig war. Geräusche konnten selbst über größere Entfernungen hinweg gehört werden. Ich erlebte einen schrecklichen Augenblick, als ich gegen eine Blechdose trat und dachte, jeder Faschist im Umkreis von Kilometern müsse es gehört haben. Aber nein, kein Ton, kein Schuß als Antwort, keine Bewegung in der faschistischen Linie. Wir krochen weiter, immer langsamer. Ich kann gar nicht beschreiben, wie heftig mein Wunsch war, dorthin, also bis auf Handgranaten-Wurfweite, heranzukommen, ehe sie uns hörten! In einem derartigen Augenblick hat man nicht einmal Furcht, nur den riesigen, hoffnungslosen Wunsch, über das dazwischenliegende Gelände zu kommen. Bei der Jagd auf wilde Tiere habe ich genau das gleiche gefühlt, den gleichen qualvollen Wunsch, auf Schußweite heranzukommen, die gleiche traumhafte Gewißheit, daß es un-

möglich ist. Wie sich die Entfernung dehnte! Ich kannte das Gelände gut, es waren kaum hundertfünfzig Meter, und doch schienen es eher anderthalb Kilometer zu sein. Wenn man in diesem Tempo kriecht, hat man ein Gefühl, wie eine Ameise es von den riesigen Unterschieden des Bodens haben mag: ein herrliches Fleckchen weiches Gras hier; ein häßliches Stück klebrigen Schlammes dort; die hohen, raschelnden Gräser, die man vermeiden muß; den Haufen Steine, die einen fast die Hoffnung aufgeben lassen, weil es unmöglich erscheint, ohne Lärm über sie hinwegzukommen.

Wir waren so lange vorangekrochen, daß ich nahezu glaubte, wir hätten den falschen Weg eingeschlagen. Dann wurden in der Dunkelheit dünne, parallellaufende Linien aus etwas noch Schwärzerem gerade sichtbar. Es war der äußere Drahtverhau (die Faschisten hatten zwei Linien Drahtverhaue). Jorge kniete nieder und wühlte in seiner Tasche. Er hatte unsere einzige Drahtschere. Schnipp, schnipp. Die herumhängenden Drähte wurden vorsichtig zur Seite gehoben. Wir warteten auf die Männer am Schluß, damit sie aufschließen konnten. Sie schienen einen entsetzlichen Lärm zu machen. Es konnten noch fünfzig Meter bis zur faschistischen Brustwehr sein. Immer tief gebeugt vorwärts. Mit verstohlenem Schritt setzten wir unseren Fuß so sanft auf wie eine Katze, die sich einem Mausloch nähert, dann eine Pause, um zu horchen, dann ein weiterer Schritt. Einmal hob ich meinen Kopf, schweigend legte Benjamin seine Hand hinter meinen Hals und zerrte mich heftig herunter.

Ich wußte, daß der innere Stacheldraht kaum zwanzig Meter von der Brustwehr entfernt war. Es schien mir undenkbar, daß dreißig Mann, ohne gehört zu werden, dort hinkommen könnten. Schon unser Atem genügte, um uns zu verraten, aber irgendwie schafften wir es. Man konnte die faschistische Brustwehr jetzt sehen, ein verschwommener schwarzer Erdhügel, der hoch über uns aufragte. Wieder

kniete Jorge und hantierte herum. Schnipp, schnipp. Es gab keine Methode, den Draht geräuschlos durchzuschneiden.

Das war also der innere Drahtverhau. Wir krochen auf allen vieren hindurch, möglichst noch schneller als vorher. Wenn wir jetzt Zeit hatten, uns zu entfalten, war alles gut. Jorge und Benjamin krochen nach rechts hinüber. Aber die Männer hinter uns, die weiter auseinandergeschwärmt waren, mußten sich in einer Linie hintereinander ordnen, um durch die enge Lücke im Drahtverhau zu kommen. Genau in diesem Augenblick gab es am faschistischen Grabenrand einen Blitz und Knall. Der Wachtposten hatte uns schließlich doch gehört. Jorge balancierte auf einem Knie und schwang seinen Arm wie ein Kegler. Krach! Seine Handgranate platzte irgendwo jenseits der Brustwehr. Sofort, rascher als man es für möglich gehalten hätte, brach der Donner der Schüsse aus zehn oder zwanzig Gewehren der faschistischen Brustwehr los. So hatten sie also doch auf uns gewartet. Für einen Moment konnte man in dem gespenstischen Licht jeden Sandsack sehen. Viel zu weit zurück warfen die Leute hinter uns ihre Handgranaten, einige fielen vor der Brustwehr nieder. Jedes Schützenloch schien Flammenstrahlen auszuspucken. Es ist immer widerlich, wenn man in der Dunkelheit beschossen wird – jedes aufblitzende Gewehr scheint direkt auf einen selbst gerichtet zu sein –, aber die Handgranaten waren das schlimmste. Man kann das Grauen einer in nächster Nähe bei Dunkelheit explodierenden Handgranate nicht ermessen, ehe man nicht dabei war. Während des Tages hört man nur den Explosionskrach. In der Dunkelheit sieht man gleichzeitig den blendend roten Feuerschein. Bei der ersten Salve hatte ich mich niedergeworfen. Während dieser ganzen Zeit lag ich in dem schmierigen Schlamm auf der Seite und zerrte wild an dem Stift meiner Handgranate. Das verdammte Ding wollte nicht herauskommen. Schließlich merkte ich, daß ich ihn in die falsche Richtung drehte. Ich zog den Stift heraus, richtete

mich auf meinen Knien auf, schleuderte die Handgranate und warf mich wieder hin. Die Granate zerplatzte zu meiner Rechten, außerhalb der Brustwehr. Die Furcht hatte meine Absicht vereitelt. Gerade in diesem Augenblick zerbarst eine andere Handgranate gerade vor mir, so dicht, daß ich die Hitze der Explosion fühlen konnte. Ich drückte mich flach auf den Boden und grub mein Gesicht so hart in den Schlamm, daß ich meinen Hals verrenkte und glaubte, ich sei verwundet. Durch das Getöse hindurch hörte ich eine englische Stimme hinter mir, die gelassen sagte: »Ich bin getroffen.« Die Handgranate hatte tatsächlich mehrere Leute um mich herum verwundet, ohne mich selbst zu berühren. Ich erhob mich auf mein Knie und schleuderte meine zweite Handgranate. Ich habe vergessen, wohin sie flog.

Die Faschisten schossen, unsere Leute hinter uns schossen, und ich war mir sehr genau bewußt, daß ich genau in der Mitte dazwischen lag. Ich fühlte den Luftdruck eines Schusses und begriff, daß ein Mann unmittelbar hinter mir schoß. Ich stand auf und schrie ihn an: »Schieß nicht auf mich, du verdammter Idiot!« In diesem Augenblick sah ich, wie Benjamin zehn oder fünfzehn Meter von mir entfernt mit seinem Arm zu mir herüberwinkte. Ich rannte zu ihm hinüber. Das heißt, ich mußte das Gelände vor den spuckenden Schützenlöchern überqueren, und während ich lief, deckte ich meine linke Hand über meine Backe. Eine närrische Bewegung – als ob man mit der Hand eine Kugel aufhalten könnte! –, aber ich hatte Angst, im Gesicht getroffen zu werden. Benjamin hockte auf einem Knie, auf seinem Gesicht lag ein zufriedener, etwas teuflischer Ausdruck, und er schoß mit seiner automatischen Pistole sorgfältig auf das Mündungsfeuer. Jorge war bei der ersten Salve verwundet hingefallen und lag irgendwo, wo man ihn nicht sehen konnte. Ich kniete neben Benjamin, zog den Stift aus meiner dritten Handgranate und schleuderte sie fort. Ah! Dieses Mal gab es keinen Zweifel. Die Handgranate krachte in

das Innere der Brustwehr, in die Ecke genau neben dem Maschinengewehrnest.

Das faschistische Gewehrfeuer schien sehr plötzlich nachgelassen zu haben. Benjamin sprang auf seine Füße und schrie: »Vorwärts! Angriff!« Wir stürzten den kurzen, steilen Hang empor, auf dem die Brustwehr lag. Ich sage »stürzen«, »poltern« wäre ein besseres Wort, denn man kann wirklich nicht schnell vorankommen, wenn man von Kopf bis Fuß durchweicht und voller Schlamm ist und von einem schweren Gewehr nebst Bajonett und hundertfünfzig Patronen niedergezogen wird. Ich erwartete selbstverständlich, daß ein Faschist oben auf mich warten würde. Wenn er auf diese Entfernung feuerte, konnte er mich nicht verfehlen. Doch irgendwie rechnete ich nicht damit, daß er auf mich schießen würde, sondern nur versuchen werde, mich mit seinem Bajonett anzugreifen. Ich schien schon vorher das Gefühl unserer sich kreuzenden Bajonette zu spüren, und ich fragte mich, ob sein Arm stärker sein werde als meiner. Aber kein Faschist wartete auf mich. Mit einem unbestimmten Gefühl der Erleichterung erkannte ich, daß es eine niedrige Brustwehr war und die Sandsäcke dem Fuß einen guten Halt gaben. Normalerweise kommt man schwer über sie hinweg. Innen war alles in Stücke zerschlagen. Überall waren Balken herumgeschleudert und lagen verstreut große Scherben Uralit. Unsere Handgranaten hatten alle Hütten und Unterstände zerstört. Dennoch war nicht eine Seele zu sehen. Ich dachte, sie lauerten irgendwo unter der Erde, und rief in Englisch (ich konnte im Moment nicht an irgendein spanisches Wort denken): »Kommt heraus! Ergebt euch!« Keine Antwort. Dann sprang ein Mann, eine schemenhafte Figur im Halblicht, über das Dach einer der zerstörten Hütten und stürzte nach links weg. Ich rannte ihm nach und stach mein Bajonett ohne Wirkung in die Dunkelheit. Als ich um die Ecke der Hütte kam, sah ich einen Mann – ich weiß nicht, ob es der gleiche Mann war, den ich vorher ge-

sehen hatte –, der den Verbindungsgraben hinauf floh, der zu der anderen faschistischen Stellung führte. Ich muß ihm sehr nah gewesen sein, denn ich konnte ihn sehr deutlich sehen. Er war barhäuptig und schien nichts anzuhaben außer einer Decke, die er um seine Schultern gerafft hielt. Hätte ich geschossen, würde ich ihn in Stücke geblasen haben. Aber aus Furcht, daß wir einander erschießen könnten, war angeordnet worden, nur die Bajonette zu benutzen, wenn wir einmal innerhalb der Brustwehr seien, und jedenfalls dachte ich selbst niemals daran, zu schießen. Statt dessen sprang meine Erinnerung zwanzig Jahre zurück, und ich dachte an unseren Boxlehrer in der Schule, der mir mit einer anschaulichen Gebärde zeigte, wie er einen Türken bei den Dardanellen mit dem Bajonett erstochen hatte. Ich faßte mein Gewehr an der schmalen Stelle des Kolbens und stieß nach dem Rücken des Mannes. Er war außerhalb meiner Reichweite. Noch ein Stoß: immer noch außerhalb meiner Reichweite. Ein kleines Stück liefen wir so voran, er eilte den Graben hinauf, und ich rannte auf dem Boden oberhalb von ihm, zielte auf seine Schulterblätter und konnte ihn nie ganz erreichen – eine komische Erinnerung, wenn ich heute daran denke, obwohl ich annehme, daß es ihm weniger komisch erschien.

Natürlich kannte er das Gelände besser als ich und hatte sich bald von mir weggestohlen.

Als ich zurückkam, war die Stellung voller schreiender Männer. Der Lärm des Gewehrfeuers hatte etwas nachgelassen. Die Faschisten überschütteten uns immer noch mit heftigem Feuer von drei Seiten, aber es kam aus größerer Entfernung. Zur Zeit hatten wir sie vertrieben.

Ich erinnere mich, daß ich wie ein Orakel sagte: »Wir können diesen Graben eine halbe Stunde lang halten, nicht länger.« Ich weiß nicht, warum ich gerade eine halbe Stunde sagte. Wenn man über die Brustwehr nach rechts sah, konnte man unzählige grüne Mündungsfeuer sehen, die wie

Dolche in die Dunkelheit stachen. Aber sie lagen weit weg, etwa hundert oder zweihundert Meter. Unsere Aufgabe bestand nun darin, die Stellung zu durchsuchen und alles mitzunehmen, was wert war, erbeutet zu werden. Benjamin und einige andere scharften schon in den Trümmern einer großen Hütte oder eines Unterstandes in der Mitte der Stellung. Benjamin stolperte aufgeregt durch das zerstörte Dach und zog am Seilgriff einer Munitionskiste.

»Kameraden! Munition! Viel Munition hier!«

»Wir wollen keine Munition!« sagte eine Stimme, »wir wollen Gewehre.«

Das war richtig. Die Hälfte unserer Gewehre war durch den Schlamm verklemmt und unbrauchbar. Sie konnten gereinigt werden, aber es war gefährlich, in der Dunkelheit den Bolzen aus einem Gewehr zu nehmen, denn man legt ihn irgendwo hin und verliert ihn dann. Ich hatte eine winzige elektrische Taschenlampe, die meine Frau in Barcelona aufreiben konnte, darüber hinaus hatten wir kein erwähnenswertes Licht bei uns. Einige Männer mit brauchbaren Gewehren begannen planlos auf das entfernte Mündungsfeuer zu schießen. Niemand wagte zu schnell zu feuern, denn selbst die besten Gewehre konnten sich verklemmen, wenn sie zu heiß wurden. Wir waren sechzehn Leute im Schützengraben, einschließlich ein oder zwei Verwundeter. Eine Anzahl Verwundeter, Engländer und Spanier, lagen draußen. Patrick O'Hara, ein Irländer aus Belfast, der etwas Ausbildung in Erster Hilfe gehabt hatte, ging mit Verbandspäckchen von einem zum anderen, verband die verwundeten Männer und wurde trotz seiner empörten Rufe »P.O.U.M.!« jedesmal beschossen, wenn er zur Brustwehr zurückkehrte.

Wir begannen die Stellung zu durchsuchen. Einige tote Soldaten lagen herum, aber ich hielt mich nicht damit auf, sie zu untersuchen. Ich hatte es auf das Maschinengewehr abgesehen. Als wir draußen lagen, hatte ich mich während der ganzen Zeit etwas gewundert, warum das Maschinenge-

wehr nicht feuerte. Ich leuchtete mit meiner Taschenlampe in das Maschinengewehrnest. Eine bittere Enttäuschung! Das Maschinengewehr war nicht dort. Sein Stativ war da und verschiedene Kästen mit Munition und Ersatzteilen, aber das Maschinengewehr war fort. Sie mußten es beim ersten Alarm abgeschraubt und weggetragen haben. Ohne Zweifel handelten sie auf Befehl, aber das war dumm und feige, denn wenn sie das Maschinengewehr an seiner Stelle gelassen hätten, wäre es möglich gewesen, uns alle abzuschlachten. Wir waren wütend. Wir hatten uns vorgenommen, ein Maschinengewehr zu erbeuten.

Wir stocherten hier und dort herum, fanden aber nichts von irgendwelchem Wert. Eine Menge faschistischer Handgranaten lag dort – ein sehr schlechtes Modell einer Handgranate, die man zündete, indem man eine Schnur losriß –, ich steckte ein paar davon als Souvenir in meine Tasche. Es war unmöglich, nicht von dem nackten Elend der faschistischen Unterstände betroffen zu sein. Hier gab es kein Durcheinander von zusätzlichen Uniformstücken, Büchern, Lebensmitteln und kleinen persönlichen Dingen wie in unseren eigenen Unterständen. Diese armen, unbezahlten Dienstpflichtigen schienen nichts zu besitzen außer Decken und einigen nassen Klumpen Brot. Am äußeren Ende lag ein kleiner Unterstand, der zum Teil über den Boden ragte und ein winziges Fenster hatte. Wir leuchteten mit der Lampe durch das Fenster und stießen sofort einen Freudenruf aus. Ein zylindrischer Gegenstand in einer Lederhülle, etwa hundertzwanzig Zentimeter hoch und fünfzehn Zentimeter im Durchmesser, lehnte an der Wand. Offensichtlich war es der Lauf des Maschinengewehres. Wir stürzten um die Ecke und kamen durch den Eingang hinein, um herauszufinden, daß das Ding in der Lederhülle nicht ein Maschinengewehr, sondern für unsere an Waffen arme Armee noch etwas Wertvolleres war. Es handelte sich um ein riesiges Fernrohr, wahrscheinlich mit mindestens sechzig- oder sieb-

zigfacher Vergrößerung und einem zusammenklappbaren Stativ. Derartige Fernrohre gab es auf unserer Seite einfach nicht, und wir benötigten sie verzweifelt. Wir brachten es triumphierend hinaus und lehnten es an die Brustwehr, um es später wegzutragen.

In diesem Augenblick schrie jemand, die Faschisten näherten sich. Bestimmt war der Lärm des Gewehrfeuers viel lauter geworden. Aber es war offensichtlich, daß die Faschisten nicht von rechts zum Gegenangriff antreten würden, denn das hätte bedeutet, daß sie durch das Niemandsland kommen und ihre eigene Brustwehr angreifen müßten. Wenn sie überhaupt etwas Verstand hatten, würden sie uns von der Innenseite der Kampflinie her angreifen. Ich ging auf die andere Seite der Unterstände. Die Stellung hatte ungefähr die Form eines Hufeisens. Die Unterstände lagen in der Mitte, so daß wir eine zweite Brustwehr hatten, die uns auf der Linken schützte. Aus dieser Richtung kam ein heftiges Feuer, aber das machte nicht soviel aus. Der Gefahrenpunkt lag gerade vor uns, wo es überhaupt keinen Schutz gab. Ein Kugelregen flog direkt über uns hinweg. Dieser Beschuß mußte von der anderen faschistischen Stellung weiter oben an der Kampflinie kommen. Anscheinend hatten die Stoßtrupps sie doch nicht erobert. Aber jetzt war der Lärm ohrenbetäubend. Es war der ununterbrochene, trommelartige Krach massierten Gewehrfeuers, den ich sonst aus einiger Entfernung gehört hatte. Jetzt war ich zum ersten Male mitten darin. Jetzt hatte sich natürlich die Schießerei kilometerweit entlang der ganzen Front ausgebreitet. Douglas Thompson, dessen verwundeter Arm an der Seite unbrauchbar herunterhing, lehnte sich an die Brustwehr und feuerte mit einer Hand auf die Mündungsblitze. Irgend jemand, dessen Gewehr klemmte, lud für ihn. Auf dieser Seite standen vier oder fünf von uns. Es war klar, daß wir etwas tun mußten. Wir mußten die Sandsäcke von der vorderen Brustwehr wegzerren und eine Barrikade über der

ungeschützten Seite aufschlagen. Und wir mußten schnell sein. Noch lag das Feuer hoch, aber jeden Augenblick konnten sie tiefer gehen. An den Mündungsblitzen um uns herum konnte ich sehen, daß uns einhundert oder zweihundert Mann gegenüberlagen. Wir begannen die Sandsäcke loszuzerren, trugen sie zwanzig Meter vorwärts und warfen sie in einem unebenen Haufen zusammen. Das war eine gemeine Arbeit. Die großen Sandsäcke wogen jeweils hundert Pfund, und man brauchte das letzte Gramm der eigenen Kraft, um sie loszuzerren. Dann platzte die verfaulte Sackleinwand und die feuchte Erde stürzte wie eine Kaskade über den Hals hinunter und in die Ärmel. Ich erinnere mich an ein Gefühl tiefer Angst vor dem Chaos, der Dunkelheit, dem entsetzlichen Lärm, dem Hin- und Herschlittern im Schlamm und dem Kampf mit den berstenden Sandsäcken. Während der ganzen Zeit behinderte mich mein Gewehr, das ich nicht abzulegen wagte aus Furcht, es zu verlieren. Als wir mit einem Sack zwischen uns dahinstolperten, schrie ich sogar jemandem zu: »Das ist Krieg! Ist er nicht saumäßig?« Plötzlich sprang eine Reihe großer Figuren über die vordere Brustwehr. Als sie näher kamen, erkannten wir die Uniform der Stoßtruppen und begrüßten sie, weil wir glaubten, sie kämen zu unserer Verstärkung. Aber sie waren nur zu viert, drei Deutsche und ein Spanier. Wir hörten hinterher, was den Stoßtruppen passiert war. Sie kannten das Gelände nicht, und man hatte sie in der Dunkelheit an die falsche Stelle geführt, wo sie sich in den faschistischen Drähten verfangen und viele von ihnen niedergeschossen wurden. Diese vier hatten sich zu ihrem eigenen Glück verirrt. Die Deutschen sprachen kein Wort englisch, französisch oder spanisch. Mit Mühe und vielen Gesten erklärten wir ihnen, was wir taten, und brachten sie dazu, uns beim Bau der Barrikade zu helfen.

Die Faschisten hatten jetzt ein Maschinengewehr nach vorne gebracht, und man konnte sehen, wie es ein- oder

zweihundert Meter weiter weg wie eine Rakete spuckte. Die Kugeln flogen mit dauerndem, hartem Krachen über uns hinweg. Es dauerte nicht lange, bis wir genug Sandsäcke zusammengeworfen hatten, um eine niedrige Brustwehr zu schaffen, hinter der sich die wenigen Leute auf dieser Seite der Stellung hinlegen und schießen konnten. Ich kniete hinter ihnen. Eine Mörsergranate zischte herüber und zerkrachte irgendwo im Niemandsland. Das war eine neue Gefahr, aber es würde sie einige Minuten in Anspruch nehmen, unsere Entfernung zu finden. Nachdem wir unseren Ringkampf mit den abscheulichen Sandsäcken beendet hatten, war es irgendwie nicht einmal ein schlechter Spaß: der Lärm, die Dunkelheit, die näher kommenden Mündungsfeuer und die Antwort unserer eigenen Leute auf diese Blitze. Man hatte sogar etwas Zeit, um nachzudenken. Ich erinnere mich, wie ich mich fragte, ob ich Angst hätte, und mich dazu entschloß, daß ich keine habe. Vor dem Schützengraben, wo ich wahrscheinlich in geringerer Gefahr geschwebt hatte, war ich halb krank vor Furcht gewesen. Plötzlich schrie wieder jemand, die Faschisten näherten sich. Dieses Mal gab es keinen Zweifel, die Mündungsfeuer kamen viel näher. Ich sah kaum zwanzig Meter weg einen Blitz. Wahrscheinlich arbeiteten sie sich den Verbindungsgraben herauf. Bei zwanzig Metern waren sie innerhalb der Entfernung, in der man Handgranaten werfen konnte. Wir waren acht oder neun, die sich zusammengedrängt hatten, und eine einzige wohlgezielte Handgranate konnte uns in Stücke reißen. Bob Smillie, dem das Blut von einer kleinen Wunde im Gesicht herabfloß, richtete sich auf seine Knie auf und schleuderte eine Handgranate. Wir duckten uns und warteten auf die Explosion. Der Zünder sprühte rot, während sie durch die Luft segelte, aber die Handgranate explodierte nicht. (Mindestens ein Viertel dieser Handgranaten waren Versager.) Ich hatte außer den faschistischen keine Handgranate mehr übrig und wußte nicht, wie sie funktionierten. Ich rief

den übrigen zu, ob jemand eine Handgranate übrig habe. Douglas Moyle faßte in seine Tasche und reichte mir eine herüber. Ich schleuderte sie und warf mich auf mein Gesicht. Durch einen der Glücksfälle, die es jedes Jahr einmal gibt, war es mir gelungen, die Handgranate fast genau dort hinzuwerfen, wo das Gewehr aufblitzte. Wir hörten den Donner der Explosion und sofort danach ein grauenhaftes Aufschreien, Gebrüll und Stöhnen. Einen von ihnen hatten wir jedenfalls erwischt. Ich weiß nicht, ob er getötet wurde, aber sicherlich war er schwer verwundet. Armer Teufel, armer Teufel! Ich fühlte ein vages Mitleid, als ich ihn schreien hörte. Aber im gleichen Augenblick sah oder glaubte ich beim dünnen Licht der Mündungsfeuer zu sehen, wie eine Gestalt nahe der Stelle stand, wo das Gewehr aufgeblitzt hatte. Ich riß mein Gewehr hoch und feuerte. Noch ein Schrei, aber ich glaube, es war immer noch die Wirkung der Handgranate. Weitere Handgranaten wurden geworfen. Die nächsten Mündungsfeuer, die wir sahen, waren schon viel weiter weg, hundert Meter oder mehr. So hatten wir sie zumindest augenblicklich zurückgetrieben.

Jeder begann zu fluchen und meinte, warum man uns, zum Teufel, keine Verstärkung schicke. Mit einer Maschinepistole oder zwanzig Mann mit sauberen Gewehren hätten wir diese Stellung gegen ein Bataillon halten können. In diesem Augenblick kletterte Paddy Donovan, nach Benjamin der stellvertretende Kommandeur, über die vordere Brustwehr. Er war zurückgeschickt worden, um Befehle zu empfangen.

»He! Kommt heraus! Alle Mann sofort zurückziehen!«

»Was?«

»Zurück! Kommt heraus!«

»Warum?«

»Befehl. So schnell wie möglich zurück zu unseren eigenen Linien.«

Die Leute kletterten schon über die vordere Brustwehr.

Einige von ihnen mühten sich mit einer schweren Munitionskiste ab. Meine Gedanken flogen zu dem Fernrohr zurück, das ich auf der anderen Seite der Stellung an die Brustwehr gelehnt zurückgelassen hatte. Aber in diesem Augenblick sah ich die vier Stoßtruppler den Verbindungsgraben hinauflaufen. Ich nahm an, sie befolgten irgendeinen unerklärlichen Befehl, den sie vorher erhalten hatten. Der Graben führte zu der anderen faschistischen Stellung und damit, sollten sie dorthin gelangen, in den sicheren Tod. Sie verschwanden in der Dunkelheit. Ich rannte ihnen nach und versuchte, mich an das spanische Wort für »zurückziehen« zu erinnern. Schließlich rief ich: »Atrás! Atrás«, das vielleicht den richtigen Sinn vermittelte. Der Spanier verstand es und brachte die anderen zurück. Paddy wartete an der Brustwehr.

»Kommt, los, beeilt euch!«

»Aber das Fernrohr!«

»Sch . . . auf das Fernrohr! Benjamin wartet draußen.«

Wir kletterten hinaus. Paddy hielt den Draht für mich zur Seite. Sobald wir aus dem Schutz der faschistischen Brustwehr wegkamen, lagen wir unter teuflischem Feuer, das sich von allen Seiten auf uns zu richten schien. Ich habe keinen Zweifel, daß es teilweise von unserer eigenen Seite kam, denn jetzt schoß jeder an der ganzen Front. Wohin wir uns auch wandten, schoß ein starker Kugelregen an uns vorbei. In der Dunkelheit wurden wir wie eine Schafherde hin und her getrieben. Das wurde nicht leichter dadurch, daß wir eine erbeutete Kiste mit Munition hinter uns herzogen – eine jener Kisten mit 1750 Rahmen, die ungefähr einen Zentner wiegen –, außerdem eine Kiste mit Handgranaten und mehrere faschistische Gewehre. Nach ein paar Minuten hatten wir uns vollständig verirrt, obwohl die Entfernung von Brustwehr zu Brustwehr nicht einmal zweihundert Meter betrug und die meisten von uns das Gelände kannten. Wir glitten in dem schlammigen Feld umher und wußten

nur, daß die Kugeln von beiden Seiten kamen. Es gab keinen Mond, nach dem man sich richten konnte. Aber der Himmel wurde ein wenig heller. Unsere Linien lagen östlich von Huesca. Ich wollte an Ort und Stelle liegenbleiben, bis uns das erste Licht der Morgendämmerung zeigte, wo Osten und Westen waren. Aber die anderen waren dagegen. Wir rutschten weiter, änderten unsere Richtung verschiedene Male und wechselten uns ab, die Munitionskiste mitzuzerren. Schließlich sahen wir vor uns undeutlich die niedrige flache Linie einer Brustwehr. Es konnte unsere eigene, es konnte aber auch die faschistische sein. Niemand hatte die geringste Ahnung, wohin wir gingen. Benjamin kroch auf seinem Bauch durch hohes, weißes Unkraut, bis er zwanzig Meter vor der Brustwehr war, und er versuchte, den Wachtposten anzurufen. Der Schrei »Poum!« antwortete ihm. Wir sprangen auf unsere Füße, fanden unseren Weg an der Brustwehr entlang, tappten noch einmal durch den Bewässerungsgraben – platsch, glucks! – und waren in Sicherheit.

Kopp wartete zusammen mit einigen Spaniern innerhalb der Befestigung. Der Doktor und die Tragbahnen waren fort. Es schien, daß alle Verwundeten hereingekommen waren, außer Jorge und einem unserer eigenen Leute, er hieß Hiddlestone, die fehlten. Kopp schritt sehr bleich auf und ab. Selbst die fetten Falten hinten an seinem Nacken waren bleich. Er achtete nicht auf die Kugeln, die über die niedrige Brustwehr flogen und in der Nähe seines Kopfes zerbarsten. Die meisten von uns kauerten sich hinter der Brustwehr in Deckung. Kopp murmelte: »Jorge! Cogno! Jorge!« Und dann in englisch: »Wenn Jorge weg ist, ist es fuurchtbar, fuurchtbar!« Jorge war sein persönlicher Freund und einer seiner besten Offiziere. Plötzlich wandte er sich zu uns und fragte nach fünf Freiwilligen, zwei Engländern und drei Spaniern, um nach den vermißten Leuten auszuschauen. Moyle und ich meldeten uns freiwillig mit drei Spaniern.

Als wir nach draußen kamen, murmelten die Spanier, es

werde gefährlich hell. Das war völlig richtig, der Himmel zeigte schon ein dünnes Blau. Von der faschistischen Befestigung schallte ein großer Lärm aufgeregter Stimmen herüber. Offensichtlich hatten sie die Stellung mit einer größeren Truppe als vorher wieder besetzt. Wir waren sechzig oder siebenzig Meter von ihrer Brustwehr entfernt, als sie uns gesehen oder gehört haben müssen, denn sie feuerten eine schwere Salve zu uns herüber, so daß wir uns auf unsere Gesichter warfen. Einer von ihnen schleuderte eine Handgranate über die Brustwehr – ein sicheres Zeichen von Panik. Wir lagen im Gras und warteten auf eine Gelegenheit, um uns weiterzubewegen, als wir hörten oder zu hören glaubten, daß die faschistischen Stimmen jetzt viel näher waren. Ich habe keinen Zweifel, daß es pure Einbildung war, aber zu jener Zeit schien es tatsächlich so zu sein. Sie hatten die Brustwehr verlassen und kamen auf uns zu. »Lauf!« schrie ich Moyle zu und sprang auf meine Füße. Du lieber Himmel, wie ich rannte! Vorher, in der Nacht, hatte ich gedacht, man könne von Kopf bis Fuß durchweicht und mit Gewehr und Patronen beladen nicht laufen. Jetzt erlebte ich, daß man immer laufen kann, wenn man glaubt, fünfzig oder hundert bewaffnete Leute seien hinter einem her. Aber wenn ich schnell rennen konnte, so waren andere noch schneller. Während meiner Flucht schoß etwas wie ein Schwarm von Meteoren an mir vorbei. Das waren die drei Spanier, die vor mir gewesen waren. Sie hatten schon unsere Befestigung erreicht, bevor sie anhielten und ich sie einholen konnte. In Wahrheit waren wir vollständig mit unseren Nerven fertig. Ich wußte jedoch, daß in der Dämmerung ein Mann unsichtbar ist, während fünf deutlich zu sehen sind. So ging ich allein zurück. Es gelang mir, bis an den äußeren Stacheldraht zu kommen, und ich durchsuchte das Gelände, so gut ich konnte. Das war aber nicht sehr gründlich, denn ich mußte auf meinem Bauch liegen. Von Jorge oder Hiddlestone war nichts zu sehen, und so kroch

ich zurück. Später erfuhren wir, daß sowohl Jorge wie auch Hiddlestone schon früher zur Verbandstation gebracht worden waren. Jorge war an der Schulter leicht verwundet worden. Hiddlestone erhielt eine schreckliche Wunde – eine Kugel bohrte sich seinen linken Arm herauf und brach den Knochen an verschiedenen Stellen. Als er hilflos am Boden lag, explodierte eine Handgranate in der Nähe und verletzte verschiedene andere Teile seines Körpers. Es freut mich aber, sagen zu können, daß er sich erholte. Später erzählte er mir, daß er sich eine Strecke weit auf seinem Rücken liegend zurückarbeitete, dann hielt er sich an einem verwundeten Spanier fest, und sie halfen sich gegenseitig zurück.

Jetzt wurde es hell. Kilometerweit donnerte an der Front die unregelmäßige, sinnlose Schießerei wie der Regen, der auf einen Regenschirm folgt. Ich erinnere mich an den trostlosen Anblick der ganzen Szenerie: an das schlammige Sumpfland, die triefenden Pappeln, das gelbe Wasser am Boden des Schützengrabens, die erschöpften Gesichter der Männer, unrasiert, mit Schlamm beschmutzt und rauchgeschwärzt bis zu den Augen. Als ich in meinen Unterstand zurückkam, schliefen die drei Männer, mit denen ich ihn teilte, schon fest. Sie hatten sich mit der ganzen Ausrüstung hingeworfen und hielten die schmutzigen Gewehre an sich geklammert. Im Inneren des Unterstandes wie auch draußen war alles durchweicht. Nach langer Suche gelang es mir, genug Stückchen trockenes Holz zu sammeln, um ein winziges Feuer anzuzünden. Dann rauchte ich die Zigarre, die ich aufbewahrt hatte und die zu meiner Überraschung während der Nacht nicht zerbrochen war.

Später hörten wir, daß der Angriff ein Erfolg gewesen war, wie das nun einmal so ist. Es war nur ein Überfall, um die Faschisten zu zwingen, Truppen von der anderen Seite von Huesca abzuziehen, wo die Anarchisten wieder angriffen. Ich schätzte, daß die Faschisten hundert oder zweihundert Mann in den Gegenangriff warfen, aber ein Deser-

teur erzählte uns später, es seien sechshundert gewesen. Ich vermute, er log – Deserteure versuchen oft aus einleuchtenden Gründen zu schmeicheln. Die Sache mit dem Fernrohr war ein Jammer. Der Gedanke, dieses wundervolle Beutestück verloren zu haben, ärgert mich heute noch.

## *Achtes Kapitel*

Die Tage und selbst die Nächte wurden angenehm warm. Auf einem von Kugeln zerzausten Baum vor unserem Graben bildeten sich dicke Kirschentrauben. Das Baden im Fluß hörte auf, eine Qual zu sein, und wurde fast ein Vergnügen. Wilde Rosen mit rosa Blüten von der Größe einer Untertasse wucherten über die Granatlöcher rund um Torre Fabian. Hinter der Kampflinie traf man Bauern, die wilde Rosen hinter ihren Ohren trugen. Am Abend zogen sie mit grünen Netzen aus, um Wachteln zu jagen. Man breitet das Netz über die Spitzen der Gräser, legt sich dann auf den Boden nieder und macht ein Geschrei wie eine weibliche Wachtel. Jede männliche Wachtel, die in Hörweite ist, rennt dann herbei, und wenn sie unter dem Netz ist, wirft man einen Stein, um sie zu erschrecken. Dann springt sie in die Luft und verfängt sich im Netz. Anscheinend wurden nur männliche Wachteln gefangen, was ich für unfair hielt.

Neben uns an der Front lag jetzt eine Abteilung Andalusier. Ich weiß nicht genau, wie sie an diesen Frontabschnitt kamen. Die gängige Erklärung lautete, sie seien so schnell von Malaga fortgelaufen, daß sie vergessen hätten, in Valencia zu halten. Diese Erklärung kam natürlich von den Kataloniern, die es sich angewöhnt hatten, auf die Andalusier wie auf einen Stamm Halbwilder herabzusehen. Sicherlich waren die Andalusier sehr einfältig. Wenige, ja vielleicht niemand von ihnen konnte lesen, und sie schienen nicht einmal zu wissen, was jeder in Spanien weiß, zu welcher politischen Partei er gehört. Sie glaubten, sie seien Anarchisten, aber sie waren sich dessen nicht ganz gewiß, vielleicht waren sie Kommunisten. Diese Männer sahen knorrig und bäuerlich aus, etwa wie Schafhirten oder Arbeiter aus

den Olivenhainen. Die unerbittliche Sonne weiter südlich liegender Gefilde hatte ihre Gesichter tief gezeichnet. Sie waren sehr nützlich für uns, denn sie besaßen eine außerordentliche Geschicklichkeit, den vertrockneten spanischen Tabak zu Zigaretten zu drehen. Man hatte aufgehört, Zigaretten auszugeben, aber in Monflorite konnte man gelegentlich Päckchen mit sehr billigem Tabak kaufen. In Aussehen und Textur glich er gehacktem Häcksel. Sein Aroma duftete nicht schlecht, aber er war so trocken, daß der Tabak selbst dann, wenn es einem gelungen war, eine Zigarette zu rollen, sofort wieder herausfiel und eine leere Röhre zurückblieb. Die Andalusier aber konnten wunderbare Zigaretten drehen und hatten eine besondere Technik, die Enden festzustopfen.

Zwei Engländer wurden von einem Hitzschlag getroffen. Die deutlichsten Erinnerungen an diese Zeit sind für mich die Hitze der Mittagssonne und wie wir halbnackt Sandsäcke schleppten, die unsere Schultern aufrieben, die schon von der Sonne geschunden worden waren; dann unsere lausigen Kleider und Stiefel, die buchstäblich in Fetzen auseinanderfielen, und das Ringen mit den Maultieren, die unsere Rationen brachten. Das Gewehrfeuer störte sie zwar nicht, aber sie flüchteten, wenn ein Schrapnell in der Luft zerbarst. Und die Moskitos (die gerade lebendig wurden) und die Ratten, die ein öffentliches Ärgernis waren und selbst Lederriemen und Patronentaschen verschlangen. Außer einer gelegentlichen Verwundung durch die Kugel eines Scharfschützen, den sporadischen Artilleriebeschuß und die Luftangriffe auf Huesca ereignete sich nichts. Nachdem die Bäume jetzt voller Laub waren, hatten wir Anstände für Scharfschützen, ähnlich den Machans<sup>1</sup>, in den Pappeln entlang unserer Front errichtet. Auf der anderen Seite von Huesca ließen die Angriffe nach. Die Anarchisten

<sup>1</sup> Hochsitz bei der Tigerjagd in Indien, d. U.

hatten schwere Verluste erlitten, und es war ihnen noch nicht gelungen, die Straße nach Jaca vollständig abzuschneiden. Sie hatten sich auf beiden Seiten so nahe an die Straße heranzuschieben vermocht, daß sie diese unter Maschinengewehrfeuer halten und für den Verkehr unpassierbar machen konnten. Aber die Lücke war einen Kilometer breit, und die Faschisten hatten eine Grabenstraße konstruiert, eine Art riesigen Schützengraben, durch die eine gewisse Anzahl Lastwagen kommen und gehen konnte. Deserteure berichteten, daß es in Huesca viel Munition und wenig Lebensmittel gebe. Aber die Stadt fiel offensichtlich nicht. Wahrscheinlich wäre es unmöglich gewesen, sie mit den zur Verfügung stehenden fünfzehntausend schlecht bewaffneten Soldaten zu nehmen. Später im Juni brachte die Regierung Truppen von der Front um Madrid und konzentrierte dreißigtausend Mann und eine riesige Zahl Flugzeuge auf Huesca, aber die Stadt fiel immer noch nicht.

Als wir auf Urlaub gingen, war ich hundertfünfzehn Tage an der Front gewesen, und damals schien dieser Zeitraum einer der nutzlosesten meines ganzen Lebens gewesen zu sein. Ich war in die Miliz eingetreten, um gegen den Faschismus zu kämpfen. Ich hatte jedoch kaum gekämpft, sondern nur wie ein passives Objekt existiert. Ich tat nichts als Gegenleistung für meine Rationen, außer daß ich unter der Kälte und dem Mangel an Schlaf litt. Das ist aber vielleicht in den meisten Kriegen das Schicksal der Mehrzahl der Soldaten. Wenn ich jedoch heute diese ganze Zeit rückblickend betrachte, bedauere ich sie nicht vollständig. Ich wünsche allerdings, ich hätte der spanischen Regierung etwas wirkungsvoller dienen können. Aber von meinem persönlichen Gesichtspunkt, das heißt von dem Gesichtspunkt meiner persönlichen Entwicklung her gesehen, waren die ersten drei oder vier Monate, die ich an der Front verbrachte, weniger nutzlos, als ich dachte. Sie waren eine Art Interregnum in meinem Leben, völlig unterschieden von allem, was voraus-

gegangen war und was vielleicht auch noch kommen sollte. Diese Zeit lehrte mich Dinge, die ich auf keine andere Weise hätte lernen können.

Der wesentlichste Punkt bestand darin, daß ich während dieser ganzen Zeit isoliert war – denn an der Front war man fast vollständig von der Außenwelt abgeschnitten: selbst von dem, was sich in Barcelona ereignete, hatte man nur eine verschwommene Vorstellung, und das unter Leuten, die man etwas verallgemeinert und doch nicht zu ungenau als Revolutionäre bezeichnen konnte. Das war das Ergebnis des Milizsystems, das vor 1937 an der aragonischen Front nicht grundlegend geändert wurde. Die Arbeitermiliz, die auf den Gewerkschaften aufbaute und sich aus Leuten von ungefähr der gleichen politischen Meinung zusammensetzte, bewirkte, daß an einer Stelle die intensivsten revolutionären Gefühle des ganzen Landes zusammenkamen. Ich war mehr oder weniger durch Zufall in die einzige Gemeinschaft von nennenswerter Größe in Westeuropa gekommen, wo politisches Bewußtsein und Zweifel am Kapitalismus normaler waren als das Gegenteil. Hier in Aragonien lebte man unter Zehntausenden von Menschen, die hauptsächlich, wenn auch nicht vollständig, aus der Arbeiterklasse stammten. Sie lebten alle auf dem gleichen Niveau unter den Bedingungen der Gleichheit. Theoretisch herrschte vollkommene Gleichheit, und selbst in der Praxis war man nicht weit davon entfernt. In gewisser Weise ließe sich wahrhaftig sagen, daß man hier einen Vorgeschmack des Sozialismus erlebte. Damit meine ich, daß die geistige Atmosphäre des Sozialismus vorherrschte. Viele normale Motive des zivilisierten Lebens – Snobismus, Geldschinderei, Furcht vor dem Boß und so weiter – hatten einfach aufgehört zu existieren. Die normale Klasseneinteilung der Gesellschaft war in einem Umfang verschwunden, wie man es sich in der geldgeschwängerten Luft Englands fast nicht vorstellen kann. Niemand lebte dort außer den Bauern und

uns selbst, und niemand hatte einen Herrn über sich. Natürlich konnte dieser Zustand nicht andauern. Es war einfach ein zeitlich und örtlich begrenzter Abschnitt in einem gewaltigen Spiel, das augenblicklich auf der ganzen Erdoberfläche gespielt wird. Aber es dauerte lange genug, um jeden, der es erlebte, zu beeindrucken. Wie sehr damals auch geflucht wurde, später erkannte jeder, daß er mit etwas Fremdem und Wertvollem in Berührung gewesen war. Man hatte in einer Gemeinschaft gelebt, in der die Hoffnung normaler war als die Gleichgültigkeit oder der Zynismus, wo das Wort Kamerad für Kameradschaft stand und nicht, wie in den meisten Ländern, für Schwindel. Man hatte die Luft der Gleichheit eingeatmet. Ich weiß sehr genau, wie es heute zum guten Ton gehört zu verleugnen, daß der Sozialismus etwas mit Gleichheit zu tun hat. In jedem Land der Welt ist ein ungeheurer Schwarm Parteibonzen und schlauer, kleiner Professoren beschäftigt zu ›beweisen‹, daß Sozialismus nichts anderes bedeutet als planwirtschaftlichen Staatskapitalismus, in dem das Motiv des Raffens erhalten bleibt. Aber zum Glück gibt es daneben auch eine Vision des Sozialismus, die sich hiervon gewaltig unterscheidet. Die Idee der Gleichheit zieht den normalen Menschen zum Sozialismus hin. Diese ›Mystik‹ des Sozialismus läßt ihn sogar seine Haut dafür riskieren. Für die große Mehrheit der Menschen bedeutet der Sozialismus die klassenlose Gesellschaft, oder er bedeutet ihnen überhaupt nichts. Unter diesem Gesichtspunkt aber waren die wenigen Monate in der Miliz wertvoll für mich. Denn solange die spanischen Milizen sich hielten, waren sie gewissermaßen der Mikrokosmos einer klassenlosen Gesellschaft. In dieser Gemeinschaft, in der keiner hinter dem Geld herrannte, wo alles knapp war, es aber keine Privilegien und kein Speichellecken mehr gab, fand man vielleicht in groben Umrissen eine Vorschau davon, wie die ersten Schritte des Sozialismus aussehen könnten. Statt mir meine Illusionen zu rauben, fesselte mich die-

ser Zustand. Die Folge war, daß ich noch viel stärker als vorher wünschte, der Sozialismus möge verwirklicht werden. Teilweise kam das daher, weil ich das Glück gehabt hatte, unter Spaniern zu leben. Mit ihrer angeborenen Anständigkeit und ihrem immer gegenwärtigen anarchistischen Gefühl würden sie selbst die ersten Stadien des Sozialismus erträglicher machen, wenn man ihnen nur eine Chance gäbe.

Natürlich war ich mir damals kaum der Veränderungen bewußt, die sich in meinen Gedanken vollzogen. Wie alle von uns dachte ich hauptsächlich an Langeweile, Hitze, Kälte, Schmutz, Läuse, Entbehrung und die gelegentliche Gefahr. Das ist heute ganz anders. Der Zeitabschnitt, der damals so nutzlos und ereignislos zu sein schien, ist heute von großer Bedeutung für mich. Er unterscheidet sich so sehr von meinem übrigen Leben, daß er schon jetzt im Licht einer zauberhaften Qualität erscheint, die sich normalerweise nur bei Erinnerungen einstellt, die viele Jahre alt sind. Die Ereignisse selbst waren abscheulich, aber heute sind sie schon eine angenehme Erinnerung, bei der meine Gedanken gerne verweilen. Ich wünschte, ich könnte die Atmosphäre jener Zeit schildern. Ich hoffe jedenfalls, daß ich ein wenig davon in den voraufgehenden Kapiteln dieses Buches vermittelt habe. In meiner Erinnerung fällt sie zusammen mit der Winterkälte, den zerlumpten Uniformen der Milizsoldaten, den ovalen spanischen Gesichtern, den Maschinengewehren, die wie Funktasten hämmerten, dem Geruch von Urin und faulendem Brot, dem Bohnenstew, das nach der Konservenbüchse schmeckte und das wir hastig aus schmutzigen Kochgeschirren hinunterschlangen.

Ich sehe die ganze Zeit in merkwürdiger Lebendigkeit vor mir. In meiner Erinnerung erlebe ich noch einmal Ereignisse, die zu unwichtig scheinen, um sie wieder wachzuerufen. Ich bin wieder im Unterstand am Monte Pocero, auf dem Kalksteinbrocken, der mein Bett war, und der junge Ramón schnarcht, seine Nase zwischen meine Schulterblätter

gepreßt. Ich stolpere den schmutzigen Graben entlang durch den Nebel, der wie kalter Dampf um mich herumwirbelt. Ich hocke auf halber Berghöhe in einer Felsspalte, versuche mein Gleichgewicht zu halten und die Wurzel eines wilden Rosmarinbusches aus der Erde zu zerren. Hoch über meinem Kopf pfeifen einige sinnlose Kugeln.

Ich liege zusammen mit Kopp und Bob Edwards und drei Spaniern versteckt unter den kleinen Tannenbäumen auf dem flachen Gelände westlich von Monte Oscuro. Eine Gruppe Faschisten klettert wie Ameisen den kahlen, grauen Hügel auf unserer Rechten hinauf. Nicht weit von uns ertönt ein Hornsignal von den faschistischen Linien. Kopp schaut mich an und zeigt wie ein Schuljunge mit seiner Nase in die Richtung des Klanges.

Ich stehe in dem schmutzigen Hof bei La Granja, mitten unter dem Haufen Männer, die sich mit ihren Blechkochgeschirren um den großen Kessel mit Stew drängen. Der fette und geplagte Koch scheucht sie mit seiner Kelle fort. An einem Tisch in der Nähe steht ein bärtiger Mann mit einer gewaltigen automatischen Pistole an seinem Koppel und hackt Brotläibe in fünf Stücke. Hinter mir singt eine Cockney-Stimme (es ist Bill Chambers, mit dem ich mich erbittert stritt und der später vor Huesca getötet wurde):

Wir haben Ratten, Ratten  
in Kammern und Kasematten,  
Ratten so groß wie Katzen!

Eine Granate zischt herüber. Fünfzehnjährige Kinder werfen sich auf ihr Gesicht. Der Koch duckt sich hinter dem Kochkessel. Als die Granate etwa hundert Meter weiter niedergeht und zerknallt, stehen sie alle mit einem einfältigen Ausdruck wieder auf.

Ich gehe die Reihe der Wachtposten unter den dunklen Zweigen der Pappeln auf und ab. In dem überfluteten Gra-

ben vor der Stellung paddeln die Ratten und machen einen Lärm wie Ottern. Wenn die gelbe Morgendämmerung hinter uns hochzieht, beginnt der andalusische Wachtposten, der sich in seinen Mantel eingehüllt hat, zu singen. Hundert oder zweihundert Meter über das Niemandsland hinweg kann man auch den faschistischen Wachtposten singen hören.

Nach den üblichen *mañanas* löste uns am 27. April eine andere Abteilung ab, und wir übergaben ihr unsere Gewehre, packten unsere Tornister und marschierten nach Monflorite zurück. Es tat mir nicht leid, die Front zu verlassen. Die Läuse vermehrten sich viel schneller in meiner Hose, als ich sie abschlagen konnte, und seit einem Monat hatte ich keine Socken mehr. Von den Sohlen meiner Stiefel war so wenig übriggeblieben, daß ich mehr oder minder barfuß marschierte. Ich wünschte mir ein heißes Bad, saubere Kleidung und eine Nacht zwischen Bettüchern leidenschaftlicher, als man sich irgend etwas wünschen kann, wenn man ein normales zivilisiertes Leben führt. Wir schliefen einige Stunden in einer Scheune in Monflorite, sprangen in den frühen Morgenstunden auf einen Lastwagen, erreichten den Fünfuhrzug in Barbastro und – da wir Glück hatten und einen Eilzug in Lerida erwischten – waren am Sechszwanzigsten um drei Uhr nachmittags in Barcelona. Danach aber begann der Kummer.

## *Neuntes Kapitel*

Von Mandalai im oberen Burma kann man mit der Eisenbahn nach Maimio, der bedeutendsten Bergstation der Provinz am Ende des Shan-Plateaus, reisen. Es ist ein ziemlich eigenartiges Erlebnis. Man beginnt die Reise in der typischen Atmosphäre einer Stadt des Ostens – dem sengenden Sonnenlicht, den staubigen Palmen, dem Geruch von Fischen, Gewürzen und Knoblauch, den breiigen tropischen Früchten und dem Schwarm dunkelhäutiger, menschlicher Wesen. Weil man so daran gewöhnt ist, trägt man diese Atmosphäre mit, wenn man in den Eisenbahnwagen einsteigt. Wenn der Zug in Maimio zwölfhundert Meter über dem Meeresspiegel hält, ist man im Geiste immer noch in Mandalai. Aber wenn man aus dem Waggon aussteigt, tritt man in eine völlig andere Hemisphäre. Plötzlich atmet man eine kühle, süße Luft wie in England, und rundherum wachsen grünes Gras, Farnkraut und Tannenbäume, und die rotwangigen Frauen des Hügellandes verkaufen Körbe mit Erdbeeren.

Ich wurde daran erinnert, als ich nach dreieinhalb Monaten von der Front nach Barcelona zurückkam. Hier erlebte ich den gleichen jähren und erschreckenden Wechsel der Atmosphäre. Auf dem ganzen Weg nach Barcelona herrschte im Zug die Atmosphäre der Front: der Schmutz, der Lärm, die Unbequemlichkeiten, die zerlumpte Kleidung, das Gefühl der Entbehrung, der Kameradschaft und der Gleichheit. Immer mehr Bauern stiegen an jeder Station der Eisenbahnlinie in den Zug, der schon beim Verlassen von Barbastro voller Milizsoldaten war. Die Bauern brachten Bündel Gemüse, verängstigtes Geflügel, das sie mit dem Kopf nach unten trugen, und Säcke, die sich am Boden hin

und her wanden und in denen ich lebendige Kaninchen entdeckte. Zum Schluß wurde noch eine ziemlich große Schafherde in die Abteile getrieben und in jede freie Ecke gequetscht. Die Milizsoldaten schrien Revolutionslieder, die das Rattern des Zuges übertönten. Jedem hübschen Mädchen längs der Bahnlinie warfen sie Kußhände zu oder winkten ihm mit ihren roten und schwarzen Taschentüchern. Flaschen mit Wein und Anis, dem schmutzigen aragonesischen Schnaps, wanderten von Hand zu Hand. Mit einer spanischen Wasserflasche aus Ziegenhaut läßt sich ein Schuß Wein quer durch einen Eisenbahnwaggon in den Mund eines Freundes spritzen, so erspart man sich große Umstände. Neben mir erzählte ein schwarzäugiger fünfzehnjähriger Junge sensationelle und zweifellos völlig unwahre Geschichten von seinen Heldentaten an der Front. Er erzählte sie zwei alten Bauern mit lederartigen Gesichtern, die ihm mit offenem Mund zuhörten. Bald öffneten die Bauern ihre Bündel und gaben uns etwas klebrigen dunkelroten Wein. Jeder war völlig glücklich, glücklicher, als ich es beschreiben kann. Aber als der Zug durch Sabadell gerollt war und Barcelona erreichte, schritten wir in eine Atmosphäre, die uns und unseresgleichen gegenüber kaum fremder und feindseliger sein konnte, als wenn es Paris oder London gewesen wäre.

Jeder, der während des Krieges im Abstand von einigen Monaten Barcelona zweimal besuchte, hat sich zu dem außerordentlichen Wechsel geäußert, der in dieser Zeit stattfand. Ob jemand zuerst im August und dann im Januar hingekommen war oder, wie ich selbst, zuerst im Dezember und dann wieder im April, er sagte merkwürdigerweise immer das gleiche: Die Atmosphäre der Revolution war verschwunden. Zweifellos sah für jeden, der im August dagewesen war, als das Blut in den Straßen kaum getrocknet und die Miliz in den feinen Hotels einquartiert war, Barcelona im Dezember bürgerlich aus. Für mich glich es, als ich

gerade frisch aus England kam, eher einer Arbeiterstadt als irgend etwas sonst, was ich mir vorgestellt hatte. Aber jetzt war die Flut zurückgerollt.

Es war wieder eine gewöhnliche Stadt, ein wenig vom Krieg gezwickt und zerstört, aber sonst ohne ein äußeres Zeichen der Vorherrschaft der Arbeiterklasse.

Der Wechsel im Aussehen der Menge war überraschend. Die Milizuniform und die blauen Overalls waren fast verschwunden. Jeder schien einen schmucken Sommeranzug zu tragen, auf den sich die spanischen Schneider spezialisiert haben. Überall gab es fette, wohlhabende Männer, elegante Frauen und rassige Autos. (Es schien so, als gäbe es noch keine Privatwagen. Aber trotzdem schien jeder, der etwas war, über ein Auto zu verfügen). Die Offiziere der neuen Volksarmee, ein Typ, der kaum existierte, als ich Barcelona verließ, zeigten sich in überraschender Anzahl. In der Volksarmee gab es auf je zehn Mann einen Offizier. Eine gewisse Anzahl dieser Offiziere hatte in der Miliz gedient und war zur technischen Unterweisung aus der Front gezogen worden. Aber die meisten von ihnen waren junge Leute, die die Kriegsschule besucht hatten, statt in die Miliz einzutreten. Ihr Verhältnis zu den Soldaten war nicht genau das gleiche wie in einer Bourgeoisarmee. Aber in der Volksarmee gab es entschieden soziale Unterschiede, die sich im Unterschied der Bezahlung und der Uniform ausdrückten.

Die Soldaten trugen eine Art grober brauner Overalls, die Offiziere trugen eine elegante Khakiuniform mit enger Taille. Sie sahen ungefähr wie die Uniformen der britischen Armeeeoffiziere aus, nur noch übertriebener. Ich glaube nicht, daß mehr als einer von zwanzig schon an der Front gewesen war. Aber sie alle trugen automatische Pistolen, die sie an ihr Koppel geschnallt hatten, während wir an der Front weder für Geld noch für gute Worte eine Pistole bekommen konnten. Als wir die Straße hinaufgingen, be-

merkte ich, wie die Leute uns wegen unseres schmutzigen Aussehens anstarrten. Natürlich boten wir, wie alle Männer, die einige Monate in der vordersten Stellung gelegen haben, einen scheußlichen Anblick. Ich wußte, daß ich wie eine Vogelscheuche aussah. Meine Lederjacke war ganz zerfetzt, meine wollene Mütze hatte ihre Form verloren und glitt dauernd über eines meiner Augen. Meine Stiefel bestanden fast nur noch aus dem auswärtsgebogenen Oberteil. Wir alle befanden uns mehr oder weniger im gleichen Zustand, außerdem waren wir schmutzig und unrasiert, so daß es nicht verwunderlich war, daß die Leute uns anstarrten. Aber es entsetzte mich ein wenig und brachte mir zum Bewußtsein, daß während der letzten drei Monate einige eigentümliche Dinge geschehen waren.

Während der nächsten Tage entdeckte ich an zahllosen Anzeichen, daß mein erster Eindruck durchaus nicht falsch gewesen war.

Ein einschneidender Wechsel war über die Stadt gekommen. Zwei Tatsachen boten den Schlüssel für alles andere. Einmal hatten die Leute – also die Zivilbevölkerung – sehr viel von ihrem Interesse am Krieg verloren; zum zweiten behauptete sich wieder die normale Unterscheidung der Gesellschaft in reich und arm, Ober- und Unterklasse.

Die allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber dem Krieg war überraschend und ziemlich widerwärtig. Das erschreckte auch die Leute, die von Madrid oder sogar von Valencia nach Barcelona kamen. Zum Teil mochte es damit zusammenhängen, daß Barcelona von den wirklichen Kämpfen so weit entfernt war. Ich beobachtete einige Monate später das gleiche in Tarragona, wo das normale Leben eines angenehmen Badeortes nahezu ungestört weitergeführt wurde. Aber es war bezeichnend, daß sich etwa seit Januar der freiwillige Zugang zur Armee in ganz Spanien verringert hatte. Im Februar erlebte Katalonien eine Welle der Begeisterung für die erste große Werbung der Volksarmee. Aber sie führte

nicht zu einem großen Zuwachs bei der Rekrutierung. Der Krieg dauerte gerade ungefähr sechs Monate, als die spanische Regierung Zuflucht zur Zwangsaushebung nehmen mußte. Im Krieg mit einem anderen Land mag das natürlich hingehen, aber in einem Bürgerkrieg erscheint es mir ungewöhnlich. Ohne Zweifel hing es zusammen mit der Enttäuschung der revolutionären Hoffnungen, mit denen der Krieg begonnen hatte. Während der ersten Kriegswochen hatten die Gewerkschaftsmitglieder sich vor allem deshalb zu Milizen zusammengeschlossen und die Faschisten nach Saragossa zurückgetrieben, weil sie glaubten, selbst für die Kontrolle durch die Arbeiterklasse zu kämpfen. Aber es wurde immer deutlicher, daß die Kontrolle durch die Arbeiterklasse eine verlorene Sache war. So konnte man die einfachen Leute, besonders das Proletariat in der Stadt, die in jedem Krieg, ob Bürgerkrieg oder Nationalkrieg, erhalten müssen, nicht für eine gewisse Gleichgültigkeit kritisieren. Niemand wollte den Krieg verlieren, aber die Mehrheit wünschte vor allem, daß er zu Ende gehe. Wohin man auch ging, konnte man das bemerken. Überall hörte man die gleiche oberflächliche Bemerkung: »Dieser Krieg – furchtbar, nicht wahr? Wann geht er zu Ende?« Politisch interessierte Menschen wußten weit mehr über die mörderische Auseinandersetzung zwischen Anarchisten und Kommunisten als über den Kampf gegen Franco. Für die Masse der Bevölkerung war das wichtigste der Mangel an Nahrungsmitteln. Unter »der Front« stellte man sich allmählich einen sagenhaften, weit entfernten Raum vor, wohin junge Männer entschwanden und entweder nicht oder aber nach drei oder vier Monaten mit großen Summen Geld in der Tasche zurückkehrten. (Ein Milizsoldat erhielt gewöhnlich seine ausstehende Löhnung, wenn er auf Urlaub ging.) Den Verwundeten, selbst wenn sie auf Krücken humpelten, schenkte man keine besondere Beachtung. Es war nicht mehr fein, der Miliz anzugehören. Das zeigte sich besonders deut-

lich in den Läden, die immer ein Barometer des öffentlichen Geschmacks sind. Als ich zum erstenmal nach Barcelona kam, hatten sich die Läden trotz deren Armut und Schäbigkeit auf die Ausrüstung der Milizsoldaten spezialisiert. In allen Schaufenstern lagen Feldmützen, Windjacken, Sam-Browne-Koppel, Jagdmesser, Wasserflaschen und Revolverhalter. Jetzt waren die Geschäfte bedeutend vornehmer, aber der Krieg war aus den Auslagen verdrängt worden.

Als ich später meine Ausrüstung kaufte, bevor ich an die Front zurückging, entdeckte ich sogar, daß bestimmte Dinge, die an der Front dringend gebraucht wurden, nur sehr schwer zu beschaffen waren.

Inzwischen wurde eine systematische Propaganda gegen die Parteililiz und für die Volksarmee betrieben. Die Verhältnisse waren hier recht merkwürdig. Seit Februar waren theoretisch die gesamten Streitkräfte in die Volksarmee übergeführt worden. Auf dem Papier waren die Milizen nach dem Muster der Volksarmee umgebildet worden, also mit unterschiedlichen Löhnen, amtlich veröffentlichten Dienstgraden und so weiter. Die Divisionen wurden aus »gemischten Brigaden« gebildet, die teils aus Soldaten der Volksarmee und teils aus der Miliz bestehen sollten. Aber in Wirklichkeit wurden nur die Namen geändert. So waren jetzt beispielsweise die P.O.U.M.-Truppen, die vorher Lenin-Division genannt wurden, die 29. Division. Bis zum Juni kamen nur sehr wenig Truppen der Volksarmee an die aragonische Front, folglich konnte die Miliz ihre eigene Struktur und ihren besonderen Charakter erhalten. Aber die Propagandisten der Regierung hatten schon auf jede Mauer gemalt: »Wir brauchen eine Volksarmee.« Im Rundfunk und in der kommunistischen Presse lief ununterbrochen und manchmal böse die Hetzkampagne gegen die Miliz, der vorgeworfen wurde, sie sei schlecht ausgebildet, undiszipliniert und so weiter. Die Volksarmee wurde immer mit dem Beiwort »heroisch« beschrieben. Auf Grund

eines guten Teils dieser Propaganda mußte man den Eindruck gewinnen, es sei schändlich, freiwillig an die Front gegangen zu sein, und lobenswert, zu warten, bis man eingezogen würde. Zur Zeit jedoch hielt die Miliz die Front, während die Volksarmee in der Etappe übte. Das durfte natürlich sowenig wie möglich bekanntgemacht werden. Abteilungen der Miliz, die zur Front zurückkehrten, ließ man nicht mehr mit Trommelklang und fliegenden Fahnen durch die Straßen marschieren. Sie wurden früh um fünf Uhr mit der Eisenbahn oder mit Lastwagen hinausgeschmuggelt. Einige Abteilungen der Volksarmee marschierten nun auch zur Front, sie wurden wie vorher mit allen Zeremonien durch die Straßen geschickt. Aber selbst ihnen gegenüber zeigte man infolge des schwindenden Interesses am Krieg verhältnismäßig wenig Begeisterung. In der Zeitungspropaganda wurde erfolgreich die Tatsache ausgeschlachtet, daß die Milizen zumindest auf dem Papier Truppen der Volksarmee waren.

Jedes mögliche Verdienst ging automatisch auf das Konto der Volksarmee, während jeder Tadel den Milizen angelastet wurde. Es geschah manchmal, daß dieselben Truppen in der einen Eigenschaft gelobt und in der anderen getadelt wurden.

Über diese Veränderungen hinaus gab es aber einen bemerkenswerten Wechsel in der Atmosphäre der Gesellschaftsordnung – etwas, das man sich schwer vorstellen kann, es sei denn, man hat es wirklich erlebt. Als ich zum erstenmal nach Barcelona kam, glaubte ich in einer Stadt zu sein, in der Klassenunterschiede und große Unterschiede im Wohlstand kaum existierten. So sah es tatsächlich aus. ›Feine‹ Kleider waren etwas Ungewöhnliches, niemand war ein Kriecher oder nahm ein Trinkgeld an. Kellner und Blumenverkäuferinnen und Schuhputzer schauten jedem in die Augen und sprachen ihre Kunden mit ›Kamerad‹ an. Ich hatte nicht begriffen, daß diese Erscheinung vor allem eine

Mischung aus Hoffnung und Tarnung war. Die Arbeiterklasse glaubte an eine Revolution, die begonnen, aber nie gefestigt worden war. Die Bourgeoisie hatte Angst und verkleidete sich vorübergehend unter der Maske der Arbeiter. Während der ersten Monate der Revolution muß es viele tausend Menschen gegeben haben, die absichtlich Overalls anzogen und revolutionäre Phrasen schrien, um auf diese Weise ihre Haut zu retten. Jetzt aber kehrte alles wieder zum Normalen zurück. Die feinen Restaurants und Hotels waren voll reicher Leute, die teure Mahlzeiten herunter-schlagen, während die Lebensmittelpreise für die arbeitende Bevölkerung ohne eine entsprechende Erhöhung der Löhne phantastisch in die Höhe gesprungen waren. Außer der allgemeinen Teuerung herrschte dauernd Mangel an diesem und jenem, was natürlich die Armen härter traf als die Reichen. Die Restaurants und Hotels hatten anscheinend wenig Schwierigkeiten, zu bekommen, was sie wollten. Aber die Schlangen nach Brot, Olivenöl und anderen Notwendigkeiten in den Quartieren der Arbeiterklasse waren manchmal Hunderte von Metern lang. Zuvor hatte ich über die Abwesenheit von Bettlern in Barcelona gestaunt, jetzt sah ich sie in großen Mengen. Vor den Delikatessenläden am oberen Ende der Rambla warteten immer ganze Banden barfußiger Kinder, um den hinaustretenden Käufern nachzulaufen und sie um ein paar Brocken Lebensmittel anzuhalten. Die ›revolutionären‹ Floskeln der Sprache wurden nicht mehr gebraucht. Fremde sprachen jetzt nur selten jemand mit *tú* und *camarada* an, normalerweise war es *señor* und *usted*. *Buenos días* begann *salud* zu ersetzen. Die Kellner trugen wieder Frackhemden, und die Ladenaufseher machten ihre Bücklinge in der gewohnten Weise. Meine Frau und ich gingen in ein Strumpfgeschäft in der Rambla, um Strümpfe zu kaufen. Der Ladenbesitzer verbeugte sich und rieb seine Hände, wie man es heute nicht einmal mehr in England tut, obwohl es dort vor zwanzig oder dreißig

Jahren noch üblich war. Die Gewohnheit, Trinkgelder zu geben, kam auf eine verstohlene, indirekte Weise wieder in Gebrauch. Die Auflösung der Arbeiterpatrouillen war angeordnet worden, und die Polizei der Vorkriegstage war wieder auf den Straßen. Eine Folge davon war, daß die Kabarets und Bordelle der oberen Klassen, die von den Arbeiterpatrouillen geschlossen worden waren, prompt wieder öffneten<sup>1</sup>. Ein kleines, aber bezeichnendes Beispiel dafür, wie sich alles wieder zugunsten der wohlhabenden Klasse ordnete, zeigte der Mangel an Tabak. Für die Masse der Bevölkerung war die Tabakknappheit so verzweifelt, daß mit zerhackten Lakritzwurzeln gefüllte Zigaretten in den Straßen verkauft wurden. Einmal versuchte ich einige davon. (Viele Leute probierten sie einmal.) Franco beherrschte die Kanarischen Inseln, wo der ganze spanische Tabak angepflanzt wird. Folglich gab es auf der Regierungsseite nur jene Tabakvorräte, die schon vor dem Krieg dort gelagert hatten. Diese Vorräte hatten sich so verringert, daß die Tabakläden nur einmal in der Woche geöffnet wurden. Wenn man ein paar Stunden in einer Schlange gewartet und Glück hatte, konnte man ein Fünfundzwanzig-Gramm-Päckchen Tabak erhalten. Theoretisch erlaubte die Regierung nicht, daß Tabak im Ausland gekauft wurde, denn das bedeutete eine Verminderung der Goldreserven, die für Waffen und andere notwendige Güter eingeteilt werden mußten. In Wirklichkeit gab es ständig Nachschub an geschmuggelten ausländischen Zigaretten der teureren Sorten, Lucky Strike

<sup>1</sup> Eine Anmerkung Orwells in der Originalausgabe lautete: »Es hieß, die Arbeiterpatrouillen hätten fünfundsiebzig Prozent der Bordelle geschlossen.« In einer nach seinem Tode gefundenen Korrekturnotiz heißt es: »Diese Bemerkung muß geändert werden. Ich habe keinen einwandfreien Beweis, daß die Prostitution in den ersten Tagen des Krieges um fünfundsiebzig Prozent zurückging, und ich glaube, die Anarchisten kollektivierten die Bordelle, unterdrückten sie aber nicht. Aber es gab eine Kampagne gegen die Prostitution (Plakate und so weiter). Es steht außerdem fest, daß die schicken Bordell- und Nacktshows der Kabarets während der ersten Monate des Krieges geschlossen wurden und erst wieder öffneten, als der Krieg schon ein Jahr lang andauerte.«

und so weiter. Das war natürlich eine großartige Gelegenheit für die Profitmacher. Man konnte die geschmuggelten Zigaretten offen in den feinen Hotels und kaum weniger offen in den Straßen kaufen, vorausgesetzt, daß man zehn Peseten für ein Päckchen bezahlen konnte (den Tagessold eines Milizsoldaten). Der Schmuggel kam den wohlhabenden Leuten zugute und wurde deshalb stillschweigend geduldet. Wenn man Geld hatte, gab es nichts, das man nicht in irgendeiner Qualität kaufen konnte, mit der einzigen Ausnahme von Brot, das ziemlich scharf rationiert wurde. Ein paar Monate früher, als die Arbeiterklasse noch an der Macht war oder es zumindest so schien, wäre dieser offene Kontrast zwischen Wohlstand und Armut unmöglich gewesen. Aber es wäre nicht fair, dies allein dem Wechsel in der politischen Gewalt zuzuschreiben. Zum Teil war es die Folge der Sicherheit des Lebens in Barcelona, wo es außer einem gelegentlichen Luftangriff wenig gab, was einen an den Krieg erinnern konnte. Jeder, der in Madrid gewesen war, sagte, dort sei es vollständig anders. In Madrid zwang die gemeinsame Gefahr Leute fast jeder Herkunft zu einer Art Kameradschaft. Es sieht abscheulich aus, wenn ein fetter Mann Wachteln ißt, während Kinder um Brot betteln. Aber so etwas sieht man kaum in der Nähe des Kanonendonners.

Ich erinnere mich, daß ich ein oder zwei Tage nach den Straßenkämpfen durch eine der vornehmen Straßen kam und einen Süßigkeitenladen fand, dessen Schaufenster feinstes Gebäck und Bonbons zu unglaublichen Preisen enthielt. Es war ein Laden, wie man sie in der Bond Street oder der Rue de la Paix sieht. Ich erinnere mich, wie ich einen unbestimmbaren Schrecken und Verwunderung darüber verspürte, daß man in einem hungrigen, vom Kriege heimgesuchten Land noch Geld auf solche Dinge verschwenden konnte. Aber Gott verhüte, daß ich persönliche Überheblichkeit vorschütze. Nach mehreren Monaten voll Unbequemlichkeit erfüllte mich ein heißhungriger Wunsch nach anständigem Es-

sen und Wein, Cocktails, amerikanischen Zigaretten und so weiter. Ich gebe zu, daß ich mich in jeglichem Luxus wälzte, solange ich das Geld dazu hatte. Während dieser ersten Woche, ehe die Straßenkämpfe begannen, war ich mit verschiedenen Dingen beschäftigt, die auf seltsame Weise Einfluß aufeinander hatten. Zunächst einmal bemühte ich mich, wie schon gesagt, es mir so bequem wie möglich zu machen. Dann fühlte ich mich während der ganzen Woche wegen des vielen Essens und Trinkens nicht wohl. Ich war ein wenig benommen, legte mich einen halben Tag ins Bett, stand auf und aß ein neues, überreichliches Mahl und fühlte mich dann wieder krank. Zur gleichen Zeit führte ich geheime Verhandlungen, um einen Revolver zu kaufen. Ich wollte unbedingt einen Revolver haben – der im Grabenkampf viel nützlicher ist als ein Gewehr –, aber man konnte ihn nur sehr schwer bekommen. Die Regierung verteilte sie an Polizisten und Offiziere der Volksarmee, weigerte sich aber, sie der Miliz zu geben. Man mußte sie illegal aus den geheimen Lagern der Anarchisten kaufen. Nach viel Mühen und Theater gelang es einem meiner anarchistischen Freunde, mir eine kleine, automatische 0,26-Inch-Pistole zu beschaffen; eine schlechte Waffe, die für eine Entfernung über fünf Meter nutzlos war, aber dennoch besser als nichts. Außerdem unternahm ich gleichzeitig die ersten Bemühungen, um die P.O.U.M.-Miliz zu verlassen und in eine andere Einheit einzutreten, um sicherzugehen, daß ich an die Front von Madrid geschickt würde.

Seit einiger Zeit erzählte ich jedem, ich beabsichtige, die P.O.U.M. zu verlassen. Wäre es allein um meine persönliche Vorliebe gegangen, hätte ich mich am liebsten den Anarchisten angeschlossen. Würde man ein Mitglied der C.N.T., war es möglich, in die F.A.I.-Miliz einzutreten. Aber man sagte mir, daß mich die F.A.I. eher nach Teruel als nach Madrid schicken würde. Wollte ich nach Madrid gehen, so müßte ich mich der Internationalen Brigade anschließen. Das aber

hieß, ich mußte die Empfehlung eines Mitgliedes der kommunistischen Partei bekommen. Ich suchte einen kommunistischen Freund auf, der in der spanischen Sanitätsgruppe diente, und erklärte ihm meinen Fall. Er schien sehr darauf bedacht zu sein, mich zu rekrutieren, und fragte mich, ob ich nicht noch einige andere Engländer von der I.L.P. überreden könne, mit mir zu kommen. Wäre ich damals in einem besseren Gesundheitszustand gewesen, hätte ich mich wahrscheinlich sofort entschlossen zuzustimmen. Heute ist es schwer zu sagen, welchen Unterschied es ausgemacht hätte. Möglicherweise hätte man mich nach Albacete geschickt, ehe die Kämpfe in Barcelona ausbrachen. In diesem Fall hätte ich die Kämpfe nicht aus unmittelbarer Nähe gesehen und vielleicht die offizielle Version als wahr akzeptiert. Andererseits wäre meine Lage unmöglich gewesen, wenn ich noch in Barcelona gewesen wäre. Dann hätte ich während des Kampfes unter kommunistischem Kommando gestanden und gleichzeitig das Gefühl der persönlichen Loyalität für meine Kameraden in der P.O.U.M. empfunden. Mir stand jedoch noch eine Woche Urlaub zu, und ich war sehr bemüht, bevor ich an die Front zurückkehrte, meine Gesundheit zu kräftigen. Außerdem mußte ich warten – das ist eine der Kleinigkeiten, die immer das Schicksal lenken –, während der Schuhmacher mir ein neues Paar Stiefel herstellte. (Der ganzen spanischen Armee war es nicht gelungen, ein Paar Stiefel herbeizubringen, die groß genug für mich waren.) Ich sagte meinem kommunistischen Freund, daß ich einen endgültigen Entschluß später fassen würde, in der Zwischenzeit wolle ich mich ein bißchen ausruhen. Ich war sogar der Ansicht, daß wir – meine Frau und ich – für zwei oder drei Tage an die See gehen könnten. Was für eine Idee! Die politische Atmosphäre hätte mich warnen müssen, daß das nicht das Richtige war, was man augenblicklich tun konnte.

Denn hinter dem oberflächlichen Bild der Stadt, hinter dem Luxus und der wachsenden Armut, hinter der schein-

baren Fröhlichkeit der Straßen mit ihren Blumenständen, ihren vielfarbigen Fahnen, ihren Propagandaplakaten und den sich drängenden Menschenmengen gab es ein unbezweifelbares und schreckliches Gefühl politischer Rivalität und des Hasses. Menschen mit den verschiedensten Anschauungen sagten ahnungsvoll: »In Kürze wird es Ärger geben.« Die Gefahr war einfach und verständlich. Es war der Gegensatz zwischen denen, die die Revolution vorantreiben wollten, und jenen, die sie kontrollieren und verhindern wollten. Letzten Endes also zwischen den Anarchisten und den Kommunisten. Neben der P.S.U.C. und ihren liberalen Verbündeten gab es politisch keine Macht in Katalonien. Dem gegenüber stand die unbekannte Macht der C.N.T. Sie war weniger gut bewaffnet, und ihre Anhänger waren weniger eindeutig davon überzeugt, was sie wollten, als ihre Feinde. Aber sie waren mächtig durch ihre Zahl und ihre Vorherrschaft in einigen Schlüsselindustrien. Bei dieser Anordnung der Kräfte mußte es zu einer Auseinandersetzung kommen. Vom Standpunkt der Generalidad, die von der P.O.U.M. kontrolliert wurde, bestand die erste Notwendigkeit darin, ihre eigene Position zu sichern und die Waffen aus den Händen der C.N.T.-Arbeiter zu nehmen. Wie ich schon vorher gezeigt habe, war im Grunde die Aktion zur Auflösung der Parteimiliz ein Manöver mit diesem Ziel. Zur gleichen Zeit waren die bewaffneten Polizeistreitkräfte aus der Vorkriegszeit, die Zivilgarde und so weiter wieder eingesetzt, verstärkt und bewaffnet worden. Das konnte nur eins bedeuten. Vor allem die Zivilgarde war eine Gendarmerie im normalen, kontinentalen Sinn, die nahezu ein Jahrhundert lang als Leibwache der besitzenden Klasse gedient hatte. In der Zwischenzeit war ein Dekret erlassen worden, wonach alle Waffen, die im Besitz von Privatpersonen waren, zurückgegeben werden mußten. Natürlich war diese Anordnung nicht befolgt worden. Es war klar, daß man die Waffen den Anarchisten nur durch Gewalt abneh-

men konnte. Während der ganzen Zeit wurden recht vage und wegen der Zeitungszensur widersprüchliche Gerüchte kolportiert, wonach sich in ganz Katalonien kleinere Kämpfe abspielten. An verschiedenen Orten hatten die bewaffneten Polizeistreitkräfte Angriffe auf anarchistische Stützpunkte unternommen. Bei Puigcerda an der französischen Grenze hatte man eine Gruppe Carabineros beordert, das Zollhaus zu besetzen, das bis dahin von den Anarchisten kontrolliert wurde, und Antonio Martin, ein bekannter Anarchist, wurde dabei getötet<sup>1</sup>. Ähnliche Vorfälle hatten sich in Figueras und, so glaube ich, in Tarragona ereignet. In Barcelona hatte es eine Anzahl mehr oder weniger inoffizieller Keilereien in den Arbeitervorstädten gegeben. Schon seit einiger Zeit hatten sich Mitglieder der C.N.T. und U.G.T. gegenseitig ermordet. Aus verschiedenen Anlässen folgten große, herausfordernde Begräbnisse auf diese Morde, die ganz bewußt arrangiert wurden, um den politischen Haß zu schüren. Kurze Zeit vorher war ein Mitglied der C.N.T. ermordet worden, und die C.N.T. brachte einige hunderttausend Mitglieder auf die Beine, um dem Leichenzug zu folgen. Gegen Ende April, gerade als ich nach Barcelona gekommen war, wurde Roldan Cortada, ein prominentes Mitglied der U.G.T., ermordet, vermutlich durch einen Anhänger der C.N.T. Die Regierung ordnete an, alle Läden zu schließen, und arrangierte eine riesige Begräbnisprozession, hauptsächlich mit Truppen der Volksarmee. Diese Prozession benötigte zwei Stunden, um an einer Stelle vorbeizumarschieren. Ohne Begeisterung sah ich sie vom Hotelfenster aus. Es war offensichtlich, daß das sogenannte Begräbnis nur eine Schaustellung der Macht war. Noch mehr davon, und es würde Blutvergießen geben. In der gleichen Nacht wurden meine Frau und ich durch eine Serie Schüsse

<sup>1</sup> Korrekturnotiz, die nach Orwells Tod gefunden wurde: »Man hat mir gesagt, daß mein Hinweis auf diesen Vorfall falsch und irreführend ist.«

aus der Richtung der Plaza de Cataluña aufgeweckt, die hundert oder zweihundert Meter entfernt lag. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß man einen C.N.T.-Mann getötet hatte, vermutlich durch einen Anhänger der U.G.T. Es war natürlich durchaus möglich, daß alle diese Morde durch Provokateure begangen wurden. Man kann die Haltung der ausländischen, kapitalistischen Presse im kommunistisch-anarchistischen Bruderkampf daran ermessen, wie über die Ermordung Roldans groß berichtet wurde, während der andere Mord sorgfältig verschwiegen wurde.

Der 1. Mai näherte sich, und man sprach von einer großen Demonstration, an der sowohl die C.N.T. als auch die U.G.T. teilnehmen würden. Seit einiger Zeit hatten sich die C.N.T.-Führer, gemäßiger als viele ihrer Gefolgsleute, um eine Versöhnung mit der U.G.T. bemüht. Ja, der Tenor ihrer Politik bestand in dem Versuch, aus den zwei Blöcken der Gewerkschaften eine riesige Koalition zu formen. Man war der Ansicht, daß die C.N.T. und die U.G.T. zusammen marschieren und ihre Solidarität zeigen sollten. Aber im letzten Moment wurde die Demonstration abgesagt. Es war vollständig klar, daß sie nur zu einem Aufruhr führen würde. So ereignete sich am 1. Mai nichts. Es war ein seltsamer Zustand. Barcelona, die sogenannte Revolutionsstadt, war wahrscheinlich an diesem Tage die einzige Stadt im nichtfaschistischen Europa, wo es keine Feiern gab. Aber ich gebe zu, daß ich sehr erleichtert war. Die I.L.P.-Gruppe sollte in der P.O.U.M.-Abteilung des Umzuges marschieren, und jeder erwartete Unruhen. In einen bedeutungslosen Straßenkampf verwickelt zu werden war das letzte, was ich mir wünschte. Hinter einer roten Fahne mit erhebenden Parolen die Straße hinaufzumarschieren und dann aus einem der oberen Fenster von einem völlig Fremden mit einer Maschinenpistole erschossen zu werden, so stelle ich mir jedenfalls einen nützlichen Tod nicht vor.

## Zehntes Kapitel

Am 3. Mai gegen Mittag sagte ein Freund, der durch die Hotelhalle ging, beiläufig: »Am Telefonamt hat es einige Unruhen gegeben, wie ich höre.« Aus irgendeinem Grund schenkte ich ihm damals keine Beachtung.

Als ich am gleichen Nachmittag zwischen drei und vier Uhr etwa in der Mitte der Rambla war, hörte ich einige Gewehrschüsse. Ich drehte mich um und sah einige Burschen mit Gewehren in den Händen und rot-schwarzen Taschentüchern der Anarchisten um den Hals, die eine Seitenstraße entlangschlichen, welche von der Rambla nach Norden abzweigt. Sie schossen offensichtlich auf jemand in einem hohen, achteckigen Turm – ich glaube einer Kirche –, der diese Seitenstraße beherrschte. Sofort dachte ich: »Nun geht's los.« Aber ich war nicht sonderlich überrascht, denn tagelang hatte jeder erwartet, daß »es« jeden Augenblick losgehen werde. Ich war mir im klaren darüber, daß ich sofort ins Hotel zurückgehen mußte, um zu sehen, ob meine Frau in Sicherheit war. Aber die Anarchisten an der Einmündung der Seitenstraße winkten die Leute zurück und schrien, sie sollten die Schußlinie nicht überqueren. Weitere Schüsse fielen. Die Kugeln, die vom Turm kamen, flogen über die Straße, und ein Haufen Leute rannte in Panik von der Schießerei weg die Rambla hinunter. Entlang der ganzen Straße hörte man ein Schnapp, Schnapp, Schnapp, als die Ladenbesitzer die Stahljalousien vor ihren Schaufenstern herabließen. Ich sah, wie zwei Offiziere der Volksarmee, die Hand am Revolver, vorsichtig von Baum zu Baum zurücksprangen. Vor mir flutete die Menge in die U-Bahnstation in der Mitte der Rambla, um Deckung zu suchen. Ich entschloß mich sofort, ihnen nicht zu folgen. Es konnte

bedeuten, daß man stundenlang unter der Erde gefangen blieb.

In diesem Augenblick lief ein amerikanischer Arzt, der mit mir an der Front gewesen war, auf mich zu und packte mich am Arm. Er war ziemlich aufgeregt.

»Los, wir müssen zum Hotel ›Falcon‹ hinunter.« (Das Hotel ›Falcon‹ war ein Gästehaus der P.O.U.M. und wurde hauptsächlich von Milizsoldaten im Urlaub benutzt.) »Die P.O.U.M.-Leute werden sich dort treffen. Die Unruhen haben begonnen. Wir müssen zusammenhalten.«

»Aber, zum Teufel, worum geht es denn?« sagte ich.

Der Arzt zog mich am Arm weiter. Er war zu aufgeregt, um mir eine genaue Erklärung geben zu können. Anscheinend war er auf der Plaza de Cataluña gewesen, als einige Lastwagen mit bewaffneten Zivilgardisten<sup>1</sup> vor dem Telefonamt auffuhren, in dem hauptsächlich C.N.T.-Arbeiter beschäftigt waren, und es überraschend angriffen. Danach waren einige Anarchisten eingetroffen, und es kam zu einem allgemeinen Handgemenge. Ich schloß, daß die ›Schwierigkeiten‹ früher am Tage darin bestanden hatten, daß die Regierung verlangte, ihr das Telefonamt zu übergeben, was natürlich verweigert wurde.

Als wir die Straße hinuntergingen, raste ein Lastwagen aus der entgegengesetzten Richtung an uns vorbei. Er war voll Anarchisten, die Gewehre in ihren Händen hielten. Vorne lag ein zerlumpter Junge auf einem Haufen Matratzen hinter einem leichten Maschinengewehr. Als wir zum

<sup>1</sup> Eine nach dem Tode Orwells gefundene Korrekturnotiz lautet: »In sämtlichen Kapiteln werden ›Zivilgardisten‹ erwähnt. Es sollte überall ›Sturmgardisten‹ heißen. Ich wurde getäuscht, da die Sturmgardisten in Katalonien eine andere Uniform trugen als diejenigen, die später aus Valencia geschickt wurden. Außerdem nannten die Spanier alle Verbände ›la guardia‹. Die unbestrittene Tatsache, daß die Zivilgardisten sich, wenn irgend möglich, Franco anschlossen (vgl. Anmerkung S. 198), wirft kein schlechtes Licht auf die Sturmgardisten, deren Verband erst nach Beginn der Zweiten Republik aufgestellt wurde. Aber die allgemeine Bemerkung über die öffentliche Feindseligkeit gegen ›la guardia‹, auch gegen ihre Rolle bei den Kämpfen in Barcelona, sollte stehen bleiben.«

Hotel ›Falcon‹ kamen, das am unteren Ende der Rambla lag, brandete eine Menschenmenge in die Empfangshalle. Es herrschte ein großes Durcheinander, und niemand schien zu wissen, was er tun sollte. Außer der Handvoll Stoßtruppen, die gewöhnlich als Wache des Gebäudes dienten, war niemand bewaffnet. Ich ging hinüber zum Komiteelokal der P.O.U.M., das fast genau gegenüberlag. In einem Zimmer im oberen Stockwerk, wo die Milizsoldaten normalerweise ihre Löhnung erhielten, drängte sich ebenfalls die Menge. Ein großer, blasser, ziemlich stattlicher, etwa dreißigjähriger Mann in Zivilkleidung versuchte, die Ordnung wiederherzustellen, und verteilte Koppel und Patronentaschen von einem Haufen in der Ecke. Es schien bis jetzt noch keine Gewehre zu geben. Der Arzt war verschwunden – ich glaube, es hatte schon Verlust gegeben und man hatte nach Ärzten gerufen –, aber ein anderer Engländer war hinzugekommen. In diesem Augenblick begannen der große Mann und einige andere damit, Gewehre aus einem inneren Büro zu bringen und zu verteilen. Als Ausländern traute man dem anderen Engländer und mir selbst nicht so recht, und niemand wollte uns zunächst ein Gewehr geben. Dann kam ein Milizsoldat, mit dem ich an der Front zusammen gewesen war, und erkannte mich, worauf man uns etwas widerwillig Gewehre und einige Patronenstreifen gab.

Aus einiger Entfernung hörte man Schüsse, und die Straßen waren von Menschen vollständig leergefegt. Jeder sagte, daß es unmöglich sei, die Rambla hinaufzugehen. Die Zivilgarde hatte Gebäude an beherrschenden Stellen besetzt und schoß auf jeden, der vorbeiging. Ich hätte riskiert, zum Hotel zurückzugehen, aber ein Gerücht wurde laut, wonach das Komiteelokal jeden Augenblick angegriffen werden könnte, so daß wir besser zur Verteidigung hieblieben. Im ganzen Gebäude, auf den Treppen und draußen auf dem Bürgersteig standen kleine Menschengruppen und redeten aufgeregt miteinander. Niemand schien genau zu

wissen, was eigentlich los war. Ich konnte nur erfahren, daß die Zivilgarde das Telefonamt angegriffen und verschiedene strategische Punkte besetzt hatte, die jene Gebäude beherrschten, die den Arbeitern gehörten. Man hatte den allgemeinen Eindruck, daß die Zivilgarde es generell auf die C.N.T. und die Arbeiterklasse »abgesehen« habe. Es ist bemerkenswert, daß zu diesem Zeitpunkt niemand der Regierung die Schuld zuzuschieben schien. Die ärmeren Klassen in Barcelona hielten die Zivilgarde eher für eine Art Black-and-Tan-Truppe<sup>1</sup>. Man schien es für selbstverständlich zu halten, daß sie diesen Angriff aus eigener Initiative begonnen hatten. Sobald ich hörte, wie die Dinge standen, fühlte ich mich erleichtert. Der Streitfall war eindeutig. Auf der einen Seite die C.N.T., auf der anderen Seite die Polizei. Ich mache mir nichts Besonderes aus dem idealisierten »Arbeiter«, wie er sich in den Gedanken des bürgerlichen Kommunismus spiegelt. Wenn ich aber einen lebendigen Arbeiter aus Fleisch und Blut im Kampf mit seinem natürlichen Feind, dem Polizisten sehe, brauche ich mich nicht zu fragen, auf wessen Seite ich stehe.

Lange Zeit verging, und in unserem Teil der Stadt schien sich nichts zu ereignen. Ich dachte nicht daran, daß ich ja das Hotel anrufen könnte, um herauszufinden, ob es meiner Frau gutgehe. Ich hielt es für selbstverständlich, daß das Telefonamt nicht mehr arbeitete, obwohl es tatsächlich nur ein paar Stunden außer Aktion war. In den beiden Gebäuden schienen etwa dreihundert Menschen zu sein. Sie waren hauptsächlich Leute der ärmsten Klasse aus den Hinterhöfen an den Kais. Unter ihnen befand sich eine Reihe Frauen, und einige von ihnen trugen Babys, außerdem gab es noch eine Menge zerlumpter kleiner Jungen. Ich nehme an, daß die meisten von ihnen keine Ahnung davon hatten, was vor sich ging, und einfach Schutz suchend in die P.O.U.M.-

<sup>1</sup> Eine militärische Einheit, die 1920 von der britischen Regierung nach Irland geschickt wurde, d. Ü.

Gebäude geflohen waren. Ferner waren eine Reihe Urlauber aus der Miliz und eine Handvoll Ausländer da. Soviel ich schätzen konnte, gab es nur etwa sechzig Gewehre für uns alle. Die Offiziere im oberen Stockwerk wurden unablässig von einer Menschenmenge belagert, die Gewehre verlangte und der man mitteilte, daß keine mehr übrig seien. Die jüngeren Milizburschen schienen die ganze Geschichte für eine Art Picknick zu halten. Sie streiften umher und versuchten jedem, der ein Gewehr hatte, dies abzuschmeicheln oder zu stehlen. Es dauerte nicht lange, ehe einer von ihnen mit einem Trick auch mein Gewehr wegnahm und sich sofort aus dem Staube machte. So war ich mit Ausnahme meiner winzigen Pistole, für die ich aber nur einen Rahmen Patronen hatte, wieder unbewaffnet.

Es dunkelte, und ich wurde hungrig, anscheinend gab es keine Lebensmittel im ›Falcon‹. Mein Freund und ich schlüpfen hinaus zu seinem Hotel, das nicht weit weg lag, um etwas zum Abendessen zu bekommen. Die Straßen waren vollständig dunkel und ruhig, keine Menschenseele bewegte sich, die Stahljalousien waren vor allen Schaufenstern herabgelassen, aber man hatte noch keine Barrikaden gebaut. Ehe wir in das Hotel hineingelassen wurden, gab es große Schwierigkeiten, da es verschlossen und barrikadiert war. Als wir zurückkamen, hörte ich, das Telefonamt funktioniere, und ging an das Telefon im Büro im oberen Stockwerk, um meine Frau anzurufen. Es war typisch, daß es im ganzen Gebäude kein Telefonbuch gab, auch kannte ich die Nummer des Hotels ›Continental‹ nicht. Nachdem ich vielleicht eine Stunde von Zimmer zu Zimmer gesucht hatte, fand ich schließlich einen Stadtführer, in dem die Nummer stand. Ich konnte keine Verbindung mit meiner Frau bekommen, aber es gelang mir, John McNair, den Vertreter der I.L.P. in Barcelona, zu erreichen. Er sagte mir, daß alles in Ordnung sei und niemand erschossen wurde. Er fragte mich, ob auch im Komiteelokal alles in Ordnung sei. Ich

sagte, wir müßten zufrieden sein, wenn wir nur einige Zigaretten hätten. Ich hatte das als Witz gemeint, trotzdem erschien McNair eine halbe Stunde später mit zwei Päckchen Lucky Strike. Er hatte sich mutig durch die pechschwarzen Straßen geschlichen, die nur von anarchistischen Patrouillen durchstreift wurden, die ihn zweimal mit gezogener Pistole angehalten und seine Papiere durchsucht hatten. Ich werde diese kleine mutige Tat nicht vergessen. Wir freuten uns sehr über die Zigaretten.

An den meisten Fenstern waren bewaffnete Wachen aufgestellt worden, und unten auf der Straße hielt eine kleine Gruppe der Stoßtruppe jeden an, der vorbeiging, und untersuchte ihn. Ein waffenstarrer anarchistischer Patrouillenwagen fuhr vor. Neben dem Fahrer spielte ein hübsches, dunkelhaariges, etwa achtzehnjähriges Mädchen mit einer Maschinenpistole auf ihrem Schoß. Ich verbrachte einige Zeit damit, im Gebäude umherzuwandern. Es war ein großer, weitläufiger Platz, dessen Plan man sich unmöglich einprägen konnte. Überall lag der übliche Unrat, zerbrochene Möbel und zerrissenes Papier, die die unvermeidlichen Produkte einer Revolution zu sein scheinen. Im ganzen Gebäude schliefen Menschen. Auf einem zerbrochenen Sofa in einem Flur schnarchten friedlich zwei arme Frauen von den Kais. Dieses Gebäude war ein Kabarett-Theater gewesen, ehe es von der P.O.U.M. besetzt wurde. In verschiedenen Räumen gab es erhöhte Bühnen, auf einer stand ein einsamer Flügel. Schließlich entdeckte ich, was ich gesucht hatte – die Waffenkammer. Ich wußte nicht, wie die ganze Geschichte ausgehen würde, und ich wollte unbedingt eine Waffe besitzen. Ich hatte so oft gehört, alle rivalisierenden Parteien, die P.S.U.C., die P.O.U.M. und die C.N.T.-F.A.I., hätten Waffen in Barcelona gehamstert, daß ich nicht glauben konnte, in den zwei wichtigsten Gebäuden der P.O.U.M., die ich gesehen hatte, gebe es nur fünfzig oder sechzig Gewehre. Der als Waffenkammer dienende Raum war unbewacht und

hatte eine dünne Tür. Es war für mich und einen anderen Engländer nicht schwierig, sie aufzudrücken. Als wir hineinkamen, sahen wir, daß es stimmte, was man uns gesagt hatte – es gab keine Waffen mehr. Wir fanden nur etwa zwei Dutzend uralte, kleinkalibrige Gewehre und einige Schrotbüchsen, aber ohne Patronen. Ich ging zum Büro und fragte, ob man noch zusätzliche Pistolenmunition habe; sie hatten keine. Sie hatten aber einige Kisten mit Handgranaten, die uns der anarchistische Patrouillenwagen gebracht hatte. Ich steckte ein paar in eine meiner Patronentaschen. Man zündete diese plumpe Handgranate, indem man eine Art Streichholz über die Spitze rieb, sie zündeten sehr leicht von selbst.

Auf dem Boden streckten sich überall schlafende Menschen. In einem Raum weinte ein Baby, es weinte ununterbrochen. Obwohl es Mai war, wurde die Nacht kalt. Auf einer Kabarettbühne hingen noch Vorhänge; mit meinem Messer trennte ich eine Seite des Vorhanges ab, rollte mich darin ein und schlief ein paar Stunden. Ich erinnere mich, wie mein Schlaf durch den Gedanken an diese abscheulichen Handgranaten gestört wurde, die mich in die Luft sprengen würden, wenn ich zu heftig auf ihnen herumrollte. Um drei Uhr morgens weckte mich der große, stattliche Mann, der das Kommando zu führen schien, gab mir ein Gewehr und stellte mich an eins der Fenster auf Wache. Er sagte mir, daß der Polizeichef Salas, der für den Angriff auf das Telefonamt verantwortlich war, in Haft genommen worden sei. Wie wir später erfuhren, war er in Wirklichkeit nur von seinem Posten entfernt worden. Trotzdem bestätigte diese Nachricht den allgemeinen Eindruck, daß die Zivilgarde ohne Befehl gehandelt habe. Sobald es dämmerte, begannen die Leute unten, zwei Barrikaden zu bauen, eine vor dem Komiteelokal und die andere vor dem Hotel ›Falcon‹. Die Straßen Barcelonas sind mit viereckigen Kopfsteinen gepflastert, mit denen man leicht eine Mauer bauen kann. Unter den Pflastersteinen liegt ein grober Kies, der sich gut

zum Füllen von Sandsäcken eignet. Es war ein eigenartiges und wunderbares Bild, wie diese Barrikaden gebaut wurden. Ich hätte etwas dafür gegeben, es zu fotografieren. Eine lange Reihe Männer, Frauen und ganz kleine Kinder rissen die Pflastersteine mit jener leidenschaftlichen Energie auf, welche die Spanier entfalten, wenn sie sich endgültig entschlossen haben, mit irgendeiner Arbeit zu beginnen. Sie schleppten sie in Handkarren, die sie irgendwo gefunden hatten, herbei und stolperten unter schweren Sandsäcken hin und her. Im Torweg des Komiteelokals stand ein deutschjüdisches Mädchen in Milizhosen, deren Knieknöpfe gerade ihre Knöchel bedeckten, und beobachtete alles mit einem Lächeln. In ein paar Stunden waren die Barrikaden kopfhoch. Schützen wurden an den Schießscharten postiert, hinter einer Barrikade brannte ein Feuer, und die Leute brieten Eier.

Man hatte mir mein Gewehr wieder weggenommen, und es schien keine nützliche Beschäftigung für mich zu geben. Ein anderer Engländer und ich selbst entschlossen uns, zum Hotel ›Continental‹ zurückzugehen. Weiter weg wurde viel geschossen, aber anscheinend nicht in der Rambla. Auf unserem Wege die Straße hinauf schauten wir in den Lebensmittelmarkt hinein. Einige Stände hatten geöffnet. Sie wurden von einer Menschenmenge umlagert, es waren Arbeiter aus den Vierteln südlich der Rambla. Gerade als wir dorthin kamen, ertönte draußen das laute Krachen von Gewehrfeuer. Einige Glasscheiben im Dach zersplitterten, und die Menge flüchtete zu den rückwärtigen Ausgängen. Aber einige Stände blieben offen. Es gelang uns, für jeden eine Tasse Kaffee zu bekommen und ein Stück Ziegenmilchkäse zu kaufen, das ich zu den Handgranaten einsteckte. Ein paar Tage später freute ich mich sehr über diesen Käse.

An der Straßenecke, wo ich am Tage zuvor beobachtet hatte, wie die Anarchisten mit der Schießerei begannen, stand jetzt eine Barrikade. Der Mann hinter der Barrikade

(ich stand auf der anderen Straßenseite) rief mir zu, vorsichtig zu sein. Die Zivilgardisten auf dem Kirchturm schossen unterschiedslos auf jeden, der vorbeikam. Ich wartete und überquerte dann das offene Stück im Laufschrift. Und tatsächlich pfiff eine Kugel unangenehm nahe an mir vorbei. Als ich mich immer noch auf der anderen Seite der Straße dem Amtsgebäude der P.O.U.M. näherte, hörte ich von einigen Männern der Stoßtruppe, die im Torweg standen, neue Warnungsschreie, die ich im ersten Augenblick nicht verstand. Zwischen mir und dem Gebäude standen Bäume und ein Zeitungsstand (derartige Straßen haben in Spanien in der Mitte einen breiten Bürgersteig), und ich konnte nicht sehen, wohin sie zeigten. Ich ging zum ›Continental‹ hinauf, überzeugte mich, daß alles in Ordnung sei, wusch mein Gesicht und ging dann zum Amtsgebäude der P.O.U.M. zurück (etwa hundert Meter weit die Straße hinunter), um nach Befehlen zu fragen. Zu diesem Zeitpunkt war der Lärm des Gewehr- und Maschinengewehrfeuers aus den verschiedenen Richtungen fast so laut wie der Lärm einer Schlacht. Ich hatte gerade Kopp gefunden und fragte ihn, was wir tun sollten, als wir von weiter unten eine Reihe schrecklicher Explosionen hörten. Der Lärm war so laut, daß ich überzeugt war, jemand feuere mit einer Kanone auf uns. In Wirklichkeit waren es nur Handgranaten, die doppelt soviel Krach machen als gewöhnlich, wenn sie zwischen Steingebäuden explodieren.

Kopp warf einen Blick aus dem Fenster, spannte seinen Stock hinter dem Rücken und sagte: »Wir wollen die Sache einmal untersuchen«, dann schlenderte er in seiner gewohnten, unbekümmerten Art die Treppe hinunter, während ich ihm folgte. Direkt vom Torweg aus rollte eine Gruppe der Stoßtruppe Handgranaten so den Bürgersteig hinunter, als ob sie Kegel spielten. Zwanzig Meter weiter explodierten die Handgranaten mit entsetzlichem, ohrenbetäubendem Krach, der sich mit dem Knallen der Gewehre mischte. In

der Mitte der Straße schaute ein Kopf hinter einem Zeitungskiosk hervor – es war der Kopf eines amerikanischen Milizsoldaten, den ich gut kannte –, und er sah wie eine Kokosnuß auf der Kirmes aus. Später erst begriff ich, was hier eigentlich los war. Neben dem P.O.U.M.-Gebäude lag ein Café, darüber ein Hotel, es hieß Café ›Moka‹. Am Vortage waren zwanzig oder dreißig bewaffnete Zivilgardisten in das Café gekommen und hatten es plötzlich besetzt und sich im Gebäude verschanzt, als die Kämpfe begannen. Vermutlich hatten sie Befehl erhalten, das Café zu besetzen, um von hier aus später die P.O.U.M.-Büros anzugreifen. Fröhligens hatten sie versucht hinauszukommen, es wurden Schüsse gewechselt, ein Mann der Stoßtruppe verwundet und ein Zivilgardist getötet. Die Zivilgardisten waren ins Café zurückgeflüchtet, aber als der Amerikaner die Straße hinunterkam, hatten sie das Feuer auf ihn eröffnet, obwohl er nicht bewaffnet war. Der Amerikaner hatte sich hinter den Kiosk in Deckung geworfen, und die Männer der Stoßtruppe warfen Handgranaten auf die Zivilgardisten, um sie wieder in das Haus hineinzutreiben.

Kopp erfaßte die Situation mit einem Blick, drängte sich nach vorne und zog einen rothaarigen deutschen Mann der Stoßtruppe zurück, der gerade den Sicherheitsstift einer Handgranate mit seinen Zähnen herauszog. Er schrie allen zu, sich vom Torweg zurückzuziehen, und sagte uns in verschiedenen Sprachen, wir müßten jedes Blutvergießen vermeiden. Dann trat er in das Blickfeld der Zivilgardisten auf den Bürgersteig hinaus, schnallte großtuerisch seine Pistole ab und legte sie auf den Boden. Zwei spanische Milizoffiziere taten das gleiche, und die drei gingen langsam zu dem Torweg, in dem sich die Zivilgardisten sammelten. Das hätte ich nicht einmal für zwanzig Pfund getan. Sie gingen unbewaffnet auf die Männer zu, die vor Angst fast den Verstand verloren hatten und geladene Gewehre in ihren Händen hielten. Ein Zivilgardist in Hemdsärmeln kam

aschgrau vor Furcht aus der Tür heraus, um mit Kopp zu sprechen. Er zeigte ganz aufgeregt auf zwei nicht explodier- te Handgranaten, die auf dem Bürgersteig lagen. Kopp kam zurück und sagte uns, daß wir besser die Handgrana- ten zur Explosion brächten. So wie sie dort lägen, seien sie für jeden, der vorbeikomme, eine Gefahr. Ein Mann der Stoßtruppe schoß sein Gewehr auf eine der Handgranaten ab und brachte sie zur Explosion. Dann feuerte er auf die andere und schoß vorbei. Ich bat ihn, mir sein Gewehr zu geben, kniete nieder und schoß auf die zweite Handgranate. Leider traf ich sie auch nicht. Das war der einzige Schuß, den ich während der Unruhen abfeuerte. Der Bürgersteig war mit zerbrochenem Glas des Schildes über dem Café ›Moka‹ bedeckt. Zwei Wagen, die vor dem Café parkten, einer davon Kopps Dienstwagen, waren von Kugeln durch- löchert und ihre Windschutzscheiben von berstenden Hand- granaten zertrümmert worden.

Kopp nahm mich wieder nach oben und erklärte mir die Lage. Wir mußten die P.O.U.M.-Gebäude im Falle eines An- griffes verteidigen. Aber die Anführer der P.O.U.M. hatten Anweisungen ausgegeben, daß wir in der Defensive bleiben und, wenn irgend möglich, das Feuer nicht eröffnen sollten. Uns genau gegenüber lag ein Kino, es hieß ›Poliorama‹. Darüber war ein Museum und oben, hoch über den Dä- chern, ein kleines Observatorium mit zwei Kuppeln. Die Kuppeln beherrschten die Straße, und wenn ein paar Män- ner dort mit Gewehren postiert wurden, konnten sie jeden Angriff auf die P.O.U.M.-Gebäude verhindern. Die Haus- meister im Kino waren Mitglieder der C.N.T. und ließen uns kommen und gehen. Was die Zivilgardisten im Café ›Moka‹ anbelangte, so würden sie uns keinen Kummer be- reiten. Sie wollten nicht kämpfen und würden glücklich sein, am Leben zu bleiben und andere leben zu lassen. Kopp wiederholte, unser Befehl laute, nicht zu schießen, außer wenn man auf uns schieße oder unsere Gebäude angreife.

Obwohl er es nicht sagte, vermute ich, daß die Anführer der P.O.U.M. wütend darüber waren, in diese Geschichte hineingezogen worden zu sein, aber das Gefühl hatten, der C.N.T. zur Seite stehen zu müssen.

Man hatte Wachen im Observatorium aufgestellt. Die nächsten drei Tage und Nächte verbrachte ich ununterbrochen auf dem Dach des »Poliorama« mit nur kurzen Unterbrechungen, wenn ich über die Straße zum Hotel lief, um meine Mahlzeiten einzunehmen. Ich war nicht in Gefahr und litt nur unter Hunger und Langeweile, aber dennoch war es einer der unerträglichsten Abschnitte meines ganzen Lebens. Ich glaube kaum, ein Erlebnis könnte übler sein, eine größere Enttäuschung bringen oder schließlich auch nervenaufreibender sein als jene bösen Tage des Straßenkampfes.

Ich saß auf dem Dach und wunderte mich über die Unsinnigkeit der ganzen Sache. Aus den kleinen Fenstern im Observatorium konnte man kilometerweit im Umkreis sehen: Blick über Blick auf hohe, schlanke Gebäude, Glaskuppeln und phantastisch gewellte Dächer mit leuchtend grünen, kupferfarbenen Ziegeln. Nach Osten hinüber sah man das glitzernde blaßblaue Meer. Es war mein erster Blick auf das Meer seit meiner Ankunft in Spanien. Die ganze riesige Stadt mit zwei Millionen Menschen war in eine Art gewaltvoller Trägheit verfallen, einen Alpdruck unbeweglichen Lärms. Die sonnendurchfluteten Straßen waren völlig leer. Es ereignete sich nichts, nur die Kugeln schwirrten zwischen den Barrikaden und den mit Sandsäcken verstellten Fenstern umher. In den Straßen bewegte sich kein Fahrzeug. Hier und da standen die Straßenbahnen bewegungslos auf der Rambla, wo die Fahrer hinausgesprungen waren, als die Kämpfe begannen. Dauernd aber schallte der teuflische Lärm von Tausenden von Steinbauten zurück, lief im Kreise umher wie ein tropischer Regen. Krach-krach, ratt-tatt-tatt dröhnte es – manchmal starb der Lärm bis auf einzelne

Schüsse ab, manchmal steigerte er sich zu einem ohrenbetäubenden Gewehrfeuer. Aber er endete nie, solange das Tageslicht anhielt, und begann wieder pünktlich mit der folgenden Morgendämmerung.

Was sich, zum Teufel, eigentlich ereignete, wer gegen wen kämpfte und wer gewann, konnte man zunächst nur schwer feststellen. Die Einwohner von Barcelona sind an Straßenkämpfe gewöhnt und kennen die örtlichen Gegebenheiten so gut, daß sie durch einen bestimmten Instinkt wissen, welche politische Partei diese oder jene Straße oder Bauten halten wird. Ein Ausländer ist hoffnungslos im Nachteil. Als ich vom Observatorium hinunterschaute, konnte ich begreifen, daß die Rambla, eine der Hauptstraßen der Stadt, gewissermaßen die Trennungslinie bildete. Die Stadtviertel der Arbeiterklasse rechts von der Rambla waren vollständig in Händen der Anarchisten. Links der Rambla spielte sich in den unübersichtlichen Nebenstraßen ein verwirrender Kampf ab, aber auf dieser Seite übten die P.S.U.C. und die Zivilgarde mehr oder weniger die Kontrolle aus. Oben, an unserem Ende der Rambla, rund um die Plaza de Cataluña war die Lage so kompliziert, daß niemand sich auskennen konnte, wenn nicht jedes Gebäude eine Parteifahne geißt hätte. Das Hauptwahrzeichen war das Hotel »Colon«, das Hauptquartier des P.S.U.C., das die Plaza de Cataluña beherrschte. In einem Fenster in der Nähe des vorletzten O in der großen Aufschrift »Hotel Colon«, die sich über die ganze Front erstreckte, hatte man ein Maschinengewehr aufgebaut, das den ganzen Platz mit tödlicher Wirkung bestreichen konnte. Hundert Meter rechts von uns die Rambla hinunter hielt die J.S.U., der Jugendverband der P.S.U.C. (die Parallele zur Jungen Kommunistischen Liga in England), ein großes Kaufhaus besetzt, dessen von Sandsäcken geschützte Seitenfenster unserem Observatorium gegenüberlagen. Sie hatten ihre große Fahne eingeholt und die katalonische Nationalflagge aufgezogen. Auf dem Telefonamt,

dem Ausgangspunkt der Unruhen, wehten die katalonische Nationalflagge und die anarchistische Flagge Seite an Seite. Man hatte dort einen zeitweiligen Kompromiß geschlossen: das Amt arbeitete ohne Unterbrechung, und aus dem Gebäude wurde nicht geschossen.

In unserer Stellung war es seltsam friedlich. Die Zivilgardisten im Café ›Moka‹ hatten die Stahljalousien herabgelassen und die Möbel des Cafés aufgehäuft, um eine Barrikade zu errichten. Später kam ein halbes Dutzend von ihnen auf das Dach uns gegenüber und baute eine weitere Barrikade aus Matratzen, über die sie eine katalonische Nationalflagge hängten. Aber es war eindeutig, daß sie keinen Kampf beginnen wollten, Kopp hatte mit ihnen ein genau festgelegtes Abkommen geschlossen: Wenn sie nicht auf uns schossen, würden wir auch nicht auf sie schießen. Zu diesem Zeitpunkt hatte er sich ziemlich weit mit den Zivilgardisten angefreundet und sie mehrere Male im Café ›Moka‹ besucht. Natürlich hatten sie alles, was es an Trinkbarem im Café gab, geplündert, und so gaben sie Kopp fünfzehn Flaschen Bier zum Geschenk. Dafür hatte ihnen Kopp tatsächlich eines unserer Gewehre gegeben, um eins zu ersetzen, das sie am vorhergehenden Tage verloren hatten. Trotzdem war es ein seltsames Gefühl, auf diesem Dach zu sitzen. Manchmal langweilte mich die ganze Geschichte, und ich achtete gar nicht auf den höllischen Lärm. Ich verbrachte Stunden damit, eine Reihe Bücher der Penguinbooks zu lesen, die ich glücklicherweise ein paar Tage vorher gekauft hatte. Manchmal spürte ich dabei sehr bewußt die bewaffneten Männer, die mich aus fünfzig Meter Entfernung beobachteten. Es war beinahe ein wenig, als sei man wieder im Schützengraben. Manchmal erwischte ich mich dabei, wie ich aus Gewohnheit von den Zivilgardisten als »den Faschisten« sprach. Normalerweise waren wir zu sechst oben im Beobachtungsstand. Wir stellten je einen Mann als Wache in jeden der Observatoriumstürme, und der Rest saß auf dem

Bleidach darunter, wo es außer einer Steinwand keinen Schutz gab. Ich war mir im klaren darüber, daß die Zivilgardisten jeden Augenblick den telefonischen Befehl erhalten könnten, das Feuer zu eröffnen. Sie hatten zugestimmt, uns zu warnen, ehe sie das täten, aber es gab keine Sicherheit, daß sie ihr Abkommen einhalten würden. Aber nur einmal sah es so aus, als gebe es Ärger. Einer der Zivilgardisten uns gegenüber kniete nieder und begann über die Barrikade zu schießen. Ich stand in diesem Augenblick im Observatorium auf Wache. Ich richtete mein Gewehr auf ihn und schrie hinüber:

»He! Schieß nur ja nicht auf uns!«

»Was?«

»Schieß nur ja nicht auf uns, oder wir schießen zurück!«

»Nein, nein! Ich habe nicht auf euch geschossen. Schau – dort unten!«

Er zeigte mit seinem Gewehr auf eine Seitenstraße, die unten an unserem Gebäude vorbeiführte. Tatsächlich drückte sich dort ein Junge im blauen Overall, mit einem Gewehr in der Hand, um die Ecke. Offenbar hatte er gerade auf die Zivilgardisten auf dem Dach geschossen.

»Ich schoß auf ihn. Er schoß zuerst.« (Ich glaube, das stimmte.)

»Wir wollen euch nicht erschießen! Wir sind Arbeiter genau wie ihr.«

Er winkte den antifaschistischen Gruß herüber, den ich erwiderte. Ich rief hinüber:

»Habt ihr noch Bier übrig?«

»Nein. Alles ist weg.«

Am gleichen Tag hob plötzlich ohne ersichtlichen Grund ein Mann im J.C.U.-Gebäude weiter unten an der Straße sein Gewehr und schoß auf mich, als ich mich aus dem Fenster hinauslehnte. Vielleicht war ich ein verlockendes Ziel. Ich schoß nicht zurück. Obwohl er nur hundert Meter weit entfernt war, ging die Kugel so weit daneben, daß sie nicht

einmal das Dach des Observatoriums traf. Wie üblich hatte mich die spanische Schießkunst gerettet. Ich wurde mehrere Male von diesem Gebäude aus beschossen.

Der teuflische Unsinn dieser Schießerei ging weiter. Aber soviel ich sehen konnte und nach allem, was ich hörte, kämpfte man auf beiden Seiten defensiv. Die Männer blieben einfach in ihren Gebäuden oder hinter ihren Barrikaden und feuerten nur auf die ihnen gegenüberliegenden Leute. Ungefähr achthundert Meter von uns gab es eine Straße, wo sich die Hauptbüros der C.N.T. und der U.G.T. fast direkt gegenüberlagen. Das Ausmaß des Lärms aus dieser Richtung war phantastisch. Ich ging einen Tag nach den Kämpfen diese Straße hinab, und die Scheiben der Schaufenster waren wie Siebe durchlöchert. (Die meisten der Geschäftsinhaber in Barcelona hatten Papierstreifen kreuzweise über ihre Scheiben geklebt, damit sie nicht in tausend Stücke zersplitterten, wenn sie von einer Kugel getroffen wurden.) Manchmal wurde das Geratter des Gewehr- und Maschinengewehrfeuers noch vom Krachen der Handgranaten unterstrichen. In langen Zeitabschnitten, vielleicht insgesamt zwölfmal, gab es riesige Explosionen, die ich mir zunächst nicht erklären konnte. Sie hörten sich wie Fliegerbomben an, aber das war unmöglich, weil keine Flugzeuge da waren. Man erzählte mir später – es ist gut möglich, daß es die Wahrheit ist –, *agents provocateurs* hätten große Mengen Sprengstoff in die Luft gejagt, um den allgemeinen Lärm und die Panik noch zu vergrößern. Es gab jedenfalls kein Artilleriefeuer. Ich horchte darauf, denn mit Kanonenfeuer wäre die ganze Geschichte ernst geworden (Artillerie ist der entscheidende Faktor im Straßenkampf). Hinterher standen in den Zeitungen wilde Geschichten über den Straßenkampf ganzer Kanonenbatterien, aber niemand konnte ein Gebäude zeigen, das von einer Granate getroffen worden war. Jedenfalls läßt sich der Lärm von Kanonenfeuer, wenn man daran gewöhnt ist, nicht überhören.

Fast von Anfang an waren Lebensmittel sehr knapp. Unter Schwierigkeiten und im Schutz der Dunkelheit (denn die Zivilgardisten in der Rambla schossen ständig) wurde Essen vom Hotel ›Falcon‹ für die siebzehn oder zwanzig Milizsoldaten im Amtsgebäude der P.O.U.M. herbeigebracht. Aber das reichte für alle kaum aus, und so viele von uns wie möglich gingen zum Hotel ›Continental‹, um dort zu essen. Das ›Continental‹ war durch die Generalidad und nicht, wie die meisten anderen Hotels, durch die C.N.T. oder U.G.T. ›kollektiviert‹ worden, und man behandelte es als neutrales Territorium. Kaum hatten die Kämpfe begonnen, füllte sich das Hotel bis zum Rande mit einer der außerordentlichsten Menschenansammlungen. Darunter fanden sich ausländische Journalisten, politisch Verdächtige aller Schattierungen, ein amerikanischer Flugpilot im Dienste der Regierung, verschiedene kommunistische Agenten, einschließlich eines fetten, düster aussehenden Russen, der ein Agent der Ogpu sein sollte, dessen Spitzname Charlie Chan lautete und der an seinem Gürtel einen Revolver und eine nette, kleine Handgranate trug, dann einige wohlhabende spanische Familien, die wie Mitläufer der Faschisten aussahen, zwei oder drei Verwundete der Internationalen Brigade, ein Trupp Lastwagenfahrer riesiger französischer Lastwagen, die eine Ladung Orangen nach Frankreich zurückbrachten und vom Kampf aufgehalten worden waren, und mehrere Offiziere der Volksarmee. Die Volksarmee blieb als Einheit während der ganzen Kämpfe neutral, obwohl einige Soldaten aus den Kasernen flohen und auf eigene Faust an den Kämpfen teilnahmen. Am Dienstag morgen hatte ich einige von ihnen auf den P.O.U.M.-Barrikaden gesehen. Ehe die Lebensmittelknappheit spürbar wurde und die Zeitungen den Haß schürten, hielt man anfangs allgemein die ganze Geschichte für einen Scherz. Die Leute sagten, so etwas passiere jedes Jahr in Barcelona. George Tioli, ein italienischer Journalist und großer Freund von uns, kam mit blut-

getränkten Hosen zu uns herein. Er war hinausgegangen, um zu sehen, was sich ereignete. Dabei hatte er einen verwundeten Mann auf dem Bürgersteig verbunden, als jemand wie im Spiel eine Handgranate nach ihm warf, die ihn aber zum Glück nicht ernstlich verwundete. Es fällt mir ein, daß er einmal vorschlug, man solle die Pflastersteine in Barcelona numerieren, denn damit erspare man sich beim Auf- und Abbau der Barrikaden große Mühen. Ich erinnere mich auch an ein paar Leute der Internationalen Brigade, die in meinem Hotelzimmer saßen, als ich müde, hungrig und schmutzig nach einer Nachtwache zurückkam. Sie verhielten sich vollständig neutral. Wären sie gute Parteimitglieder gewesen, meine ich, so hätten sie mich auffordern sollen, die Seite zu wechseln. Zumindest aber hätten sie mich fesseln und mir die Handgranaten, von denen meine Taschen überquollen, abnehmen müssen. Statt dessen bedauerten sie mich nur, daß ich meinen Urlaub damit verbringen müsse, auf einem Dach Wache zu schieben. Die allgemeine Einstellung lautete: »Es ist nur eine Auseinandersetzung zwischen den Anarchisten und der Polizei – sie hat überhaupt keine Bedeutung.«

Ich glaube, diese Beurteilung kam der Wahrheit trotz des Ausmaßes der Kämpfe und der vielen Toten näher als die offizielle Version, nach der es sich um einen im voraus geplanten Aufstand handelte.

Ungefähr Mittwoch (den 5. Mai) schien sich die Lage zu ändern. Wegen der verschlossenen Läden sahen die Straßen gespenstisch aus. Nur wenige Fußgänger, die aus irgendeinem Grund gezwungen waren auszugehen, schlichen hin und her und schwenkten weiße Taschentücher. An einer Stelle in der Mitte der Rambla, die vor Kugeln sicher war, riefen einige Verkäufer Zeitungen für die leere Straße aus. Am Dienstag hatte die anarchistische Zeitung *Solidaridad Obrera* den Angriff auf das Telefonamt als eine »ungeheure Provokation« (oder mit einem ähnlichen Wort) beschrieben.

Am Mittwoch aber änderte sie ihren Ton und beschwor alle, zur Arbeit zurückzukehren. Über den Rundfunk verbreiteten die anarchistischen Führer die gleiche Botschaft. Das Büro der P.O.U.M.-Zeitung *La Batalla*, das nicht verteidigt worden war, wurde von den Zivilgardisten zur gleichen Zeit wie das Telefonamt überfallen und besetzt. Die Zeitung wurde aber an einer anderen Stelle gedruckt und in wenigen Exemplaren verteilt. Ich drängte jeden, bei den Barrikaden zu bleiben. Die Leute waren geteilter Meinung und überlegten sich mit Unbehagen, wie zum Teufel die ganze Geschichte enden solle. Ich bezweifele, daß jemand die Barrikaden schon verlassen hatte. Aber alle waren des sinnlosen Kampfes überdrüssig, der wahrscheinlich zu keiner wirklichen Entscheidung führen konnte, weil niemand wünschte, daß er sich zu einem richtigen Bürgerkrieg entwickle. Das hätte die Niederlage im Krieg gegen Franco bedeutet. Ich hörte, wie diese Befürchtung auf allen Seiten ausgesprochen wurde. Soviel man aus dem Gerede der Leute entnehmen konnte, wollten alle Mitglieder der C.N.T. von Anfang an zwei Dinge erreichen: die Rückgabe des Telefonamtes und die Entwaffnung der verhaßten Zivilgarde. Hätte die Generalidad diese beiden Forderungen und die Bekämpfung des Lebensmittel-Schwarzmarktes versprochen, wären ohne Zweifel die Barrikaden innerhalb von zwei Stunden abgerissen worden. Aber es war augenfällig, daß die Generalidad nicht nachgeben wollte. Häßliche Gerüchte wurden kolportiert. Man sagte, die Regierung von Valencia schicke sechstausend Mann, um Barcelona zu besetzen, und fünftausend Anarchisten und P.O.U.M.-Truppen hätten die aragonische Front verlassen, um sich ihnen entgegenzustellen. Nur der erste Teil dieser Gerüchte stimmte. Von unserem Wachtposten auf dem Observatoriumsturm sahen wir auch die langen grauen Schatten der Kriegsschiffe, die sich dem Hafen näherten. Douglas Moyle, der Marinesoldat gewesen war, sagte, sie sähen wie britische Zerstörer aus. Es

waren tatsächlich britische Zerstörer, obwohl wir das erst hinterher erfuhren.

An jenem Abend hörten wir, daß vierhundert Zivilgardisten sich auf der Plaza de España ergeben und ihre Waffen den Anarchisten ausgeliefert hätten. Außerdem hörten wir ungenaue Berichte, wonach die Vorstädte (hauptsächlich die Viertel der Arbeiterklasse) unter der Kontrolle der C.N.T. standen. Es sah so aus, als würden wir gewinnen. Aber am gleichen Abend ließ Kopp mich zu sich kommen und sagte mir mit ernstem Gesicht, daß die Regierung nach Informationen, die er gerade bekommen habe, die P.O.U.M. für ungesetzlich erklären und den Kriegszustand gegen sie verhängen wolle. Diese Nachricht versetzte mir einen Schlag. Das war das erste Anzeichen für die Auslegung, die man später wahrscheinlich der ganzen Geschichte geben würde. Ich konnte in groben Umrissen voraussehen, daß man nach Beendigung der Kämpfe die ganze Schuld der P.O.U.M. zuschieben würde, da sie die schwächste Partei und deshalb der geeignetste Sündenbock war. Inzwischen war auch unser lokaler Neutralitätszustand zu Ende. Wenn uns die Regierung den Krieg erklärte, hatten wir keine andere Wahl, als uns zu verteidigen. Dann konnten wir hier im Amtsgebäude sicher sein, daß die Zivilgardisten nebenan den Befehl erhielten, uns anzugreifen. Kopp wartete am Telefon auf Befehle. Falls wir mit Sicherheit erfuhren, daß die P.O.U.M. geächtet worden war, mußten wir Vorbereitungen treffen, um das Café »Moka« sofort zu besetzen.

Ich erinnere mich an den langen Abend, der wie ein Alpdruck war und den wir damit verbrachten, das Gebäude zu befestigen. Wir ließen die Stahljalousie vor dem Haupteingang herunter und bauten dahinter eine Barrikade aus Steinplatten, die von Arbeitern zurückgelassen worden waren, die Umbauten ausgeführt hatten. Wir machten eine Bestandsaufnahme unserer Waffen. Einschließlich der sechs Gewehre auf dem Dach des »Poliorama« gegenüber besaßen

wir einundzwanzig Gewehre. Eins davon war nicht in Ordnung. Außerdem hatten wir fünfzig Rahmen Munition für jedes Gewehr und ein paar Dutzend Handgranaten. Sonst hatten wir außer einigen Pistolen und Revolvern nichts. Ungefähr ein Dutzend Männer, die meisten von ihnen Deutsche, hatten sich freiwillig für einen Angriff auf das Café ›Moka‹ gemeldet, wenn es soweit wäre. Wir sollten natürlich irgendwann frühmorgens vom Dach aus angreifen und sie überraschen. Sie waren in der Übermacht, aber unsere Moral war besser, und ohne Zweifel konnten wir das Haus stürmen, obwohl Menschen dabei wahrscheinlich getötet werden würden. Wir hatten außer ein paar Tafeln Schokolade keine Lebensmittel in unserem Gebäude. Ein Gerücht machte die Runde, daß »sie« die Wasserversorgung abdrehen würden. (Niemand wußte, wer »sie« waren. Damit konnte die Regierung gemeint sein, die die Wasserwerke kontrollierte, oder die C.N.T. – niemand wußte es.) Wir verbrachten lange Zeit damit, jedes Becken in den Waschräumen, jeden Eimer, der uns in die Hände fiel und schließlich die fünfzehn Bierflaschen, die die Zivilgardisten Kopp gegeben hatten und die jetzt leer waren, mit Wasser zu füllen. Nach rund sechzig Stunden ohne viel Schlaf war ich in einer scheußlichen Gemütsverfassung und hundemüde. Es war jetzt spät in der Nacht. Hinter der Barrikade im Erdgeschoß schliefen überall auf dem Boden Leute. Oben gab es ein kleines Zimmer mit einem Sofa, das wir als Verbandstation benutzen wollten, obwohl ich kaum zu sagen brauche, daß es weder Jod noch Verbandzeug im Gebäude gab, wie wir entdeckt hatten. Meine Frau war vom Hotel heruntergekommen, falls wir eine Krankenschwester benötigten. Ich legte mich mit dem Gefühl auf das Sofa, daß ich vor dem Angriff auf das ›Moka‹, bei dem ich wahrscheinlich getötet werden würde, gerne eine halbe Stunde Ruhe haben möchte. Ich erinnere mich an das unerträgliche Unbehagen, das mir meine Pistole bereitete, die ich an mein Koppel gebunden

hatte und die sich in meine Hüfte drückte. Als nächstes erinnere ich mich, wie ich mit einem Ruck aufwachte und meine Frau neben mir stehend fand. Es war helles Tageslicht, nichts war geschehen, die Regierung hatte der P.O.U.M. nicht den Krieg erklärt, das Wasser war nicht abgedreht worden, und außer der gelegentlichen Schießerei in den Straßen war alles normal. Meine Frau sagte, sie habe es nicht über sich gebracht, mich aufzuwecken, und habe in einem der vorderen Zimmer in einem Lehnssessel geschlafen.

Am gleichen Nachmittag gab es eine Art Waffenstillstand. Die Schießerei hörte langsam auf, und überraschend plötzlich füllten sich die Straßen mit Menschen. Einige Läden begannen die Jalousien aufzuziehen, und der Markt war mit einer riesigen Menge vollgestopft, die Lebensmittel verlangte, obwohl die Stände fast leer waren. Man konnte jedoch beobachten, daß die Straßenbahnen noch nicht wieder fuhren. Die Zivilgardisten saßen im ›Moka‹ immer noch hinter Barrikaden. Auf keiner Seite verließ man die befestigten Gebäude. Jeder rannte los und versuchte, Lebensmittel zu kaufen. Und auf jeder Seite hörte man die gleiche, ängstliche Frage: »Denkst du, es hat aufgehört? Glaubst du, es fängt wieder an?« »Es« – das Gefecht in den Straßen – wurde jetzt wie eine Naturgewalt betrachtet, wie ein Hurrikan oder ein Erdbeben, von dem alle gleichzeitig betroffen wurden und das aufzuhalten niemand von uns die Kräfte besaß. Und richtig, fast sofort danach jagte der plötzliche Krach von Gewehrfeuer wie ein Wolkenbruch im Juni alle in die Flucht. Ich nehme zwar an, daß der Waffenstillstand einige Stunden gedauert hat, aber das schienen eher Minuten als Stunden gewesen zu sein. Die Stahljalousien rollten wieder herunter, die Straßen leerten sich wie durch einen Zauberspruch, die Barrikaden waren besetzt und »es« hatte wieder begonnen.

Ich ging mit einem Gefühl aufgetauter Wut und Abscheu zu meinem Posten auf dem Dach zurück. In gewisser Weise,

vermute ich, macht man Geschichte, wenn man an solchen Ereignissen teilnimmt, und sollte sich Rechtens wie eine historische Gestalt fühlen. Aber das tut man nie, denn in diesen Augenblicken überwiegen die körperlichen Einzelheiten immer alles andere. Während der ganzen Kämpfe machte ich keine korrekte »Analyse« der Situation, wie sie so leichtfertig von Journalisten Hunderte von Kilometern entfernt gemacht wurde. Ich dachte nicht so sehr über Recht und Unrecht dieses elenden, mörderischen Streites nach, sondern einfach über das Unbehagen und die Langeweile, Tag und Nacht auf diesem unerträglichen Dach zu sitzen, während unser Hunger stärker und stärker wurde, denn niemand von uns hatte seit Montag eine anständige Mahlzeit gehabt. Ich dachte dauernd, daß ich, sobald diese Geschichte vorbei war, zur Front zurückmüsse. Ich hätte aus der Haut fahren können. Ich war hundertfünfzehn Tage an der Front gewesen und heißhungrig auf ein bißchen Ruhe und Komfort nach Barcelona zurückgekommen. Statt dessen mußte ich meine Zeit damit verbringen, auf einem Dach den Zivilgardisten gegenüberzusitzen, die genauso gelangweilt waren wie ich und die von Zeit zu Zeit herüberwinkten und mir versicherten, daß sie »Arbeiter« seien. (Womit sie ihre Hoffnung ausdrückten, ich würde nicht auf sie schießen.) Sicherlich aber würden sie das Feuer eröffnen, falls sie den Befehl dazu erhielten. Wenn das Geschichte war, fühlte ich mich nicht danach. Es glich vielmehr der schlechten Zeit an der Front, wenn nicht genügend Soldaten da waren und wir zusätzliche Stunden Wache schieben mußten. Statt heroisch zu sein, mußte man auf seinem Posten bleiben, voller Langeweile, vor Schlaf umfallend und vollständig desinteressiert daran, worum es eigentlich ging.

Im Hotel hatte sich unter dem heterogenen Haufen, von welchem die meisten nicht gewagt hatten, ihre Nase aus der Türe zu stecken, eine scheußliche Atmosphäre des Mißtrauens gebildet. Verschiedene Leute waren von einer Spionage-

hysterie angesteckt worden, schlichen umher und wisperten, alle anderen seien Spione der Kommunisten oder der Trotz-kisten oder der Anarchisten oder sonst irgendeiner Partei. Der fette russische Agent dagegen knöpfte sich nacheinander jeden ausländischen Flüchtling vor und erklärte ihm überzeugend, die ganze Geschichte sei eine anarchistische Verschwörung. Ich beobachtete ihn mit einigem Interesse, denn ich sah zum erstenmal einen Menschen, dessen Beruf es war, Lügen zu erzählen – es sei denn, man zählt die Journalisten mit. Die Parodie auf das feine Hotelleben, die immer noch hinter heruntergelassenen Jalousien mitten im Rattern des Gewehrfeuers weiterging, hatte etwas Abstoßendes an sich. Man hatte den Speisesaal an der Straßenseite verlassen, nachdem eine Kugel durch das Fenster geschlagen war und eine Säule angekratzt hatte. Die Gäste drängten sich jetzt in einem dunklen Raum nach rückwärts zusammen, wo es nie genug Tische für alle gab. Die Zahl der Kellner hatte sich verringert. Einige von ihnen waren Mitglieder der C.N.T. und hatten sich dem Generalstreik angeschlossen. Sie hatten sofort ihre Frackhemden abgelegt, aber die Mahlzeiten wurden immer noch unter der Vorspiegelung eines gewissen Zeremoniells serviert. Praktisch gab es jedoch nichts zu essen. An diesem Donnerstag abend bestand der Hauptgang des Diners aus einer Sardine für jeden Gast. Tagelang hatte es im Hotel schon kein Brot mehr gegeben, und selbst der Wein wurde so knapp, daß wir immer älteren Wein zu immer höherem Preis tranken. Noch einige Tage, nachdem die Kämpfe vorbei waren, dauerte der Lebensmittelmangel an. Ich erinnere mich, daß meine Frau und ich drei Tage lang zum Frühstück nur ein kleines Stückchen Ziegenmilchkäse ohne Brot und nichts zu trinken bekamen. Nur Orangen gab es in Hülle und Fülle. Die französischen Lastwagenfahrer brachten große Mengen ihrer Orangen in das Hotel. Sie waren eine rauhe Bande, bei ihnen waren einige auffällige spanische Mädchen und ein riesiger Lastenträger in einer

schwarzen Bluse. Zu jeder anderen Zeit hätte der ziemlich snobistische Hoteldirektor sein Bestes getan, sie zu schneiden, ja er hätte sich geweigert, sie überhaupt in das Hotel zu lassen. Aber jetzt waren sie beliebt, denn sie hatten im Gegensatz zu den übrigen von uns einen privaten Vorrat Brot, und jeder versuchte, ihnen etwas abzubetteln.

Ich verbrachte jene letzte Nacht auf dem Dach, und am nächsten Tag sah es tatsächlich so aus, als kämen die Kämpfe zu einem Ende. Ich glaube nicht, daß an jenem Tag, es war Freitag, viel geschossen wurde. Niemand schien genau zu wissen, ob die Truppen aus Valencia wirklich kämen. Tatsächlich kamen sie am gleichen Abend an. Die Regierung verbreitete teils beruhigende, teils drohende Botschaften über den Rundfunk und forderte jeden auf, nach Hause zu gehen. Sie erklärte, daß diejenigen, die man nach einer gewissen Zeit noch mit Waffen antreffe, verhaftet würden. Man schenkte den Verlautbarungen der Regierung wenig Aufmerksamkeit, aber überall entfernten sich die Leute von den Barrikaden. Ich habe keinen Zweifel, daß hauptsächlich die Lebensmittelknappheit dafür verantwortlich war. Von allen Seiten hörte man die gleiche Bemerkung: »Wir haben kein Essen mehr, wir müssen an die Arbeit zurück.« Andererseits konnten die Zivilgardisten, da sie damit rechnen konnten, ihre Rationen zu erhalten, solange es noch Lebensmittel in der Stadt gab, auf ihrem Posten bleiben. Am Nachmittag waren die Straßen fast schon normal, obwohl die verlassenen Barrikaden noch standen. Die Rambla war gedrängt voll von Menschen, nahezu alle Geschäfte hatten geöffnet, und das beruhigendste von allem war, daß die Straßenbahnen, die so lange wie eingefroren gestanden hatten, anrückten und wieder fuhren. Die Zivilgardisten hielten immer noch das Café »Moka« besetzt und hatten ihre Barrikaden noch nicht abgerissen. Aber einige von ihnen brachten Stühle heraus und saßen mit den Gewehren über den Knien auf dem Bürgersteig. Ich winkte einem zu, als

ich vorbeiging, aber er schenkte mir nur ein unfreundliches Grinsen; natürlich erkannte er mich. Die anarchistische Flagge war auf dem Telefonamt niedergeholt worden, und nun flatterte dort nur die katalonische Flagge. Das hieß also, man hatte die Arbeiter endgültig überwältigt. Ich erkannte wegen meiner politischen Unwissenheit vielleicht nicht so klar, wie ich sollte, daß die Regierung in dem Augenblick, da sie sich sicherer fühlte, Vergeltungsmaßnahmen ergreifen würde. Aber damals interessierte ich mich für diese Seite der Geschichte noch nicht. Ich empfand nur tiefe Erleichterung darüber, daß das teuflische Getöse der Schießerei vorbei war, daß man einige Lebensmittel kaufen und sich vor der Rückkehr zur Front ein wenig Ruhe und Frieden gönnen konnte.

Es muß spät an jenem Abend gewesen sein, als die Truppen aus Valencia zum ersten Male auf der Straße erschienen. Es waren Sturmgardisten, eine weitere Truppe ähnlich den Zivilgardisten und den Carabineros (also eine Einheit, die hauptsächlich für Polizeidienste vorgesehen war). Außerdem waren sie die Elitetruppe der Republik. Sie schienen ganz plötzlich aus dem Boden zu schießen. Man sah sie überall zu Zehnergruppen durch die Straßen patrouillieren, große Männer in grauen oder blauen Uniformen, mit langen Gewehren über den Schultern und einer Maschinenpistole in jeder Gruppe. Unterdessen mußten wir noch eine heikle Aufgabe erledigen. Die sechs Gewehre, die wir bei der Wache in den Observatoriumstürmen benutzt hatten, lagen immer noch dort, und auf Biegen oder Brechen mußten wir sie in das P.O.U.M.-Gebäude zurücktransportieren. Die Frage war nur, wie man sie über die Straße bringen konnte. Sie gehörten zur regulären Ausrüstung des Gebäudes, aber es wäre gegen die Anordnung der Regierung gewesen, sie auf die Straße zu bringen. Hätte man uns mit den Waffen in der Hand erwischt, wären wir sicherlich verhaftet worden, und, schlimmer noch, man hätte die Geweh-

re beschlagnahmt. Wir konnten es uns nicht leisten, von nur einundzwanzig Gewehren im Haus sechs zu verlieren. Nach einer langen Diskussion über die beste Methode begannen ein rothaariger spanischer Bursche und ich selbst, sie hinauszuschmuggeln. Es war recht leicht, den Patrouillen der Sturmgardisten zu entgehen. Die Gefahr drohte von den Zivilgardisten im »Moka«, die alle wußten, daß wir Gewehre im Observatorium hatten und uns hätten verraten können, wenn sie gesehen hätten, wie wir sie hinübertrugen. Wir beide entkleideten uns zunächst halbwegs und schnallten uns den Gewehrriemen über die linke Schulter, hielten den Kolben unter der Armhöhle und den Lauf in das Hosenbein hinunter. Unglücklicherweise waren es lange Mausergewehre. Selbst ein langer Mann wie ich kann ein langes Mausergewehr im Hosenbein nicht ganz ohne Unbequemlichkeit tragen. Es war eine unausstehliche Arbeit, mit einem vollständig steifen linken Bein die Wendeltreppe des Observatoriums hinunterzusteigen. Als wir erst in der Straße waren, erkannten wir, daß die einzige Möglichkeit, sich fortzubewegen, darin bestand, äußerst langsam zu gehen, so langsam, daß man das Knie nicht zu bewegen brauchte. Vor dem Kino sah ich eine Menschengruppe, die mir mit großem Interesse nachstarrte, als ich mit der Geschwindigkeit einer Schildkröte an ihnen vorbeikroch. Ich habe mich oft gefragt, was sie wohl gedacht haben, daß mit mir los sei. Vielleicht, daß ich im Krieg verwundet worden wäre. Aber auf jeden Fall schmuggelten wir die Gewehre ohne einen Zwischenfall hinüber.

Am nächsten Tag waren die Sturmgardisten überall. Sie schlenderten wie Eroberer die Straßen entlang. Ohne Zweifel demonstrierte die Regierung einfach ihre Macht, um die Bevölkerung einzuschüchtern, von der man schon wußte, daß sie keinen Widerstand mehr leisten würde. Hätte man wirklich weitere Feindseligkeiten erwartet, wären die Sturmgardisten sicherlich in den Kasernen zurückgehalten

und nicht in kleinen Gruppen in der Stadt zerstreut worden. Es waren ausgezeichnete Truppen, bei weitem die besten, die ich in Spanien gesehen habe. Obwohl sie vermutlich in einem gewissen Sinne der ›Feind‹ waren, konnte ich mir nicht helfen, sie ein wenig zu bewundern. Aber ich betrachtete sie bei ihren Spaziergängen mit einer gewissen Verblüffung. Ich war an die zerlumpte, kaum bewaffnete Miliz der aragonischen Front gewöhnt und wußte nicht, daß die Republik über solche Truppen verfügte. Sie waren nicht nur besonders kräftige, ausgesuchte Leute, am meisten staunte ich über ihre Waffen. Alle waren mit nagelneuen Gewehren bewaffnet, mit einem Typ, den man »das russische Gewehr« nannte (diese Gewehre wurden von der UdSSR nach Spanien geschickt; ich glaube aber, sie wurden in Amerika hergestellt). Ich untersuchte eins, sicherlich war es kein perfektes Gewehr, aber sehr viel besser als die fürchterlichen, alten Donnerbüchsen, die wir an der Front hatten. Die Sturmgardisten waren mit je einer Maschinenpistole und einer Selbstlade pistole auf je zehn Mann ausgerüstet. An der Front hatten wir höchstens ein Maschinengewehr für fünfzig Mann, Pistolen und Revolver konnten wir uns nur auf illegale Weise beschaffen. Tatsächlich war das in allen Einheiten das gleiche, obwohl ich es bis jetzt nicht bemerkt hatte. Die Zivilgardisten und die Carabineros, die überhaupt nicht an die Front sollten, waren besser bewaffnet und viel besser eingekleidet als wir selbst. Ich argwöhne, das ist in allen Kriegen so – immer der gleiche Kontrast zwischen der feinen Polizei in der Etappe und den zerlumpten Soldaten an der Front. Aufs Ganze gesehen, kamen die Sturmgardisten nach den ersten ein oder zwei Tagen sehr gut mit der Bevölkerung aus. Am ersten Tag gab es einen gewissen Ärger, weil einige der Sturmgardisten sich, vermutlich auf Befehl, sehr herausfordernd benahmen. Sie stiegen truppweise in die Straßenbahnen, durchsuchten die Passagiere, und wenn sie eine Mitgliedskarte der C.N.T.

in ihren Taschen hatten, wurde sie zerrissen und darauf herumgetreten. Das führte zu Handgreiflichkeiten mit bewaffneten Anarchisten, und ein oder zwei Leute wurden getötet. Sehr bald aber gaben die Sturmgardisten ihre Erobererhaltung auf, und die Beziehungen wurden freundlicher. Es war beachtlich, daß die meisten von ihnen schon nach ein oder zwei Tagen ein Mädchen hatten.

Die Kämpfe in Barcelona gaben der Regierung in Valencia den lang gesuchten Vorwand, sich eine stärkere Kontrolle über Katalonien anzumaßen. Die Miliz der Arbeiter sollte zerbrochen und unter die Einheiten der Volksarmee aufgeteilt werden. Überall in Barcelona flatterte die republikanische Fahne. Hier sah ich sie vermutlich zum erstenmal nicht über einem faschistischen Schützengraben. In den Stadtvierteln der Arbeiterklasse wurden die Barrikaden niedergerissen, allerdings nur Stück für Stück, denn es ist einfacher, eine Barrikade zu bauen, als die Steine wieder zurückzubringen. Man ließ zu, daß die Barrikaden vor den P.S.U.C.-Gebäuden stehen blieben, und tatsächlich standen einige sogar noch im Juni. Die Zivilgarde hielt die strategischen Punkte noch besetzt. In den Widerstandsnestern der C.N.T. wurden umfangreiche Waffenmengen erbeutet, obwohl ich keinen Zweifel daran habe, daß viele Waffen fortgeschmuggelt wurden. *La Batalla* erschien noch, aber sie wurde zensiert, bis die Titelseite fast leer war. Die P.S.U.C.-Zeitungen wurden nicht zensiert und veröffentlichten aufreizende Artikel, worin die Unterdrückung der P.O.U.M. gefordert wurde. Man erklärte, die P.O.U.M. sei eine getarnte faschistische Organisation, und Agenten der P.S.U.C. verteilten in der ganzen Stadt eine Karikatur, auf der die P.O.U.M. als ein Mann dargestellt wurde, der seine mit Hammer und Sichel gezeichnete Maske abnimmt und darunter ein häßliches, wahnsinniges, mit einem Hakenkreuz entstelltes Gesicht enthüllt. Offensichtlich hatte man sich auf die offizielle Version der Kämpfe in Barcelona schon geeinigt: sie sollten als der

Aufstand der faschistischen ›Fünften Kolonne‹ dargestellt werden, der nur von der P.O.U.M. bewerkstelligt worden war.

Nachdem die Kämpfe vorbei waren, hatte sich im Hotel die abscheuliche Atmosphäre des Mißtrauens und der Feindseligkeit noch verschlimmert. Es war unmöglich, angesichts der Anschuldigungen, die man sich gegenseitig vorwarf, neutral zu bleiben. Die Post arbeitete wieder, und die ersten ausländischen kommunistischen Zeitungen kamen an. Ihre Berichte über die Kämpfe nahmen nicht nur ungestüm Partei, sondern waren in der Wiedergabe der Tatsachen selbstverständlich äußerst ungenau. Ich glaube, daß einige Kommunisten, die hier gesehen hatten, was sich tatsächlich ereignete, durch die Auslegung der Ereignisse erschreckt wurden, aber sie mußten natürlich zu ihrer eigenen Sache stehen. Unser kommunistischer Freund näherte sich noch einmal und fragte mich, ob ich nicht zur Internationalen Brigade überwechseln wolle.

Ich war ziemlich überrascht. »Ihre Zeitungen erklären, ich sei ein Faschist«, sagte ich. »Sicherlich sollte ich politisch verdächtig sein, wenn ich von der P.O.U.M. komme.«

»Oh, das macht nichts. Schließlich haben Sie ja nur auf Befehl gehandelt.«

Ich mußte ihm sagen, daß ich mich nach diesem Vorfall nicht mehr einer kommunistisch kontrollierten Einheit anschließen könne. Denn früher oder später könne es bedeuten, daß ich gegen die spanische Arbeiterklasse eingesetzt würde. Es ließe sich nicht sagen, wann eine ähnliche Geschichte wieder ausbrechen würde. Wenn ich aber mein Gewehr in einer derartigen Auseinandersetzung überhaupt benutzen müsse, wollte ich es auf der Seite der Arbeiterklasse und nicht gegen sie tun. Er war sehr anständig in der Angelegenheit. Aber von jetzt an hatte sich die ganze Atmosphäre geändert. Man konnte nicht wie früher »übereinstimmen, daß man anderer Meinung war« und ein Glas Wein mit

einem Mann trinken, der angeblich ein politischer Gegner war. In der Hotelhalle gab es einige häßliche Streitereien. Die Gefängnisse waren inzwischen schon voll und quollen über. Nachdem die Kämpfe vorbei waren, hatten die Anarchisten natürlich ihre Gefangenen entlassen. Die Zivilgardisten jedoch hatten ihre Gefangenen nicht entlassen, die meisten wurden ins Gefängnis geworfen und dort ohne Verhandlung festgehalten, in manchen Fällen sogar monatelang. Wie gewöhnlich wurden auf Grund der Ungeschicklichkeit der Polizei völlig unschuldige Menschen verhaftet. Ich habe vorher erwähnt, daß Douglas Thompson etwa Anfang April verwundet wurde. Später hatten wir die Verbindung mit ihm verloren, wie es normalerweise geht, wenn ein Mann verwundet wird, denn die Verwundeten werden häufig von einem Krankenhaus zum anderen gebracht. Tatsächlich war er, gerade als die Kämpfe begannen, in einem Hospital in Tarragona und wurde nach Barcelona zurückgeschickt. Als ich ihn am Dienstag morgen auf der Straße traf, war er von der Schießerei, die ringsum im Gange war, beträchtlich verwirrt. Er fragte mich, was jeder wissen wollte:

»Zum Teufel, worum geht es hier eigentlich?«

Ich erklärte es ihm, so gut ich konnte. Thompson erwiderte prompt:

»Ich werde mich da 'raushalten. Mein Arm ist immer noch nicht in Ordnung. Ich werde zu meinem Hotel zurückgehen und dort bleiben.«

Er ging in sein Hotel zurück, aber unglücklicherweise lag es in einem Stadtteil, der von den Zivilgardisten kontrolliert wurde (wie wichtig ist es bei Straßenkämpfen, die örtlichen Verhältnisse zu kennen!). Man machte dort eine Razzia, Thompson wurde verhaftet, ins Gefängnis geworfen und acht Tage lang in einer Zelle festgehalten, die so mit Menschen vollgestopft war, daß niemand Platz hatte, sich hinzulegen. Es gab viele ähnliche Fälle. Zahlreiche Ausländer, die eine undurchsichtige politische Vergangenheit hat-

ten, waren auf der Flucht. Die Polizei war hinter ihnen her, und sie lebten in ständiger Furcht vor einer Denunziation. Am schlimmsten war es für die Italiener und Deutschen, die keine Pässe hatten und die meistens von der Geheimpolizei ihrer eigenen Länder gesucht wurden. Falls sie verhaftet wurden, konnte es ihnen passieren, daß man sie nach Frankreich abschob. Das hieß aber, man würde sie nach Italien oder Deutschland zurückschicken, wo Gott weiß welche Greuel auf sie warteten. Ein oder zwei ausländische Frauen sicherten ihre Lage schleunigst ab, indem sie einen Spanier »heirateten«. Ein deutsches Mädchen, das überhaupt keine Papiere hatte, entkam der Polizei, indem es einige Tage lang die Mätresse eines Mannes spielte. Ich erinnere mich noch an den Ausdruck der Scham und der Verzweiflung auf dem Gesicht des armen Mädchens, als ich ihm zufällig über den Weg lief, während es aus dem Schlafzimmer des Mannes kam. Natürlich war sie nicht seine Mätresse, aber zweifellos dachte sie, ich glaubte es. Man hatte dauernd das häßliche Gefühl, daß ein bisheriger Freund einen jetzt bei der Geheimpolizei verraten könne. Der lange Alptraum der Kämpfe, der Lärm, der Mangel an Nahrung und Schlaf, die Mischung aus Anstrengung und Langeweile beim Wacheschieben auf dem Dach und die Ungewißheit, ob ich in der nächsten Minute selbst erschossen würde oder gezwungen sein würde, jemand anders zu erschießen, hatten meine Nerven auf das äußerste angespannt. Ich hatte den Punkt erreicht, wo ich jedesmal nach meiner Pistole griff, wenn eine Tür knallte. Am Samstagmorgen ging draußen eine Knallei los, und jedermann schrie: »Es geht wieder los!« Ich rannte auf die Straße und sah, daß einige Sturmgardisten nur einen verrückten Hund erschossen hatten. Niemand, der damals oder ein paar Monate später in Barcelona war, wird die abscheuliche Atmosphäre vergessen, die das Ergebnis der Furcht, des Mißtrauens und des Hasses war, der zensierten Zeitungen, der überfüllten Gefängnisse, der riesigen Schlan-

gen der nach Lebensmitteln anstehenden Leute und der herumstreifenden bewaffneten Burschen.

Ich habe versucht, einen Eindruck davon zu geben, wie man sich in der Mitte der Kämpfe in Barcelona fühlte. Aber ich glaube nicht, daß es mir gelungen ist, etwas von der Eigenartigkeit jener Zeit zu vermitteln. Wenn ich zurückschaue, erinnere ich mich beispielsweise an die zufälligen Begegnungen, die man damals hatte, die plötzlichen Blicke der Nichtkämpfer, für die die ganze Geschichte einfach ein sinnloser Aufstand war. Ich erinnere mich an die elegant gekleidete Frau, die ich mit einem Einkaufskorb am Arm und einem weißen Pudel an der Leine die Rambla hinunterspazieren sah, während ein oder zwei Straßen weiter die Gewehre krachten und knallten. Es ist denkbar, daß sie taub war. Oder der Mann, den ich über die vollständig leere Plaza de Cataluña laufen sah, wobei er in jeder Hand ein weißes Taschentuch schwenkte. Oder die große Gesellschaft schwarzgekleideter Leute, die eine Stunde lang versuchten, die Plaza de Cataluña zu überqueren, und denen es nicht gelang. Jedesmal, wenn sie aus der Seitenstraße an der Ecke auftauchten, eröffneten die Maschinengewehrschützen der P.S.U.C. im Hotel ›Colon‹ das Feuer und trieben sie zurück. Ich weiß nicht warum, denn sie waren offensichtlich nicht bewaffnet. Ich habe mir später gedacht, daß es vielleicht eine Beerdigung war. Oder der kleine Kerl, der Hausmeister des Museums über dem ›Poliorama‹, der die ganze Geschichte wie ein geselliges Ereignis zu betrachten schien. Er freute sich so, daß die Engländer ihn besuchten, er sagte, die Engländer seien so *simpático*. Er hoffte, daß wir, wenn die Unruhen vorbei wären, alle wiederkämen und ihn besuchten. Und tatsächlich ging ich wieder hin und besuchte ihn. Oder der andere kleine Mann, der im Torweg Schutz suchte, seinen Kopf vergnügt in Richtung des höllischen Gewehrfeuers auf der Plaza de Cataluña schwenkte und sagte (als ob er sich über den schönen Morgen unterhal-

te): »So haben wir also den neunzehnten Juni wieder zurück!« Oder die Leute in dem Schuhgeschäft, die meine Marschstiefel herstellten. Ich ging vor den Kämpfen dorthin, dann nachdem sie vorbei waren und am 5. Mai für ein paar Minuten während des kurzen Waffenstillstandes. Es war ein teures Geschäft, und die Angestellten gehörten der U.G.T. an und waren vermutlich Mitglieder der P.S.U.C. Jedenfalls waren sie politisch auf der anderen Seite, und sie wußten, daß ich in der P.O.U.M. diente. Aber sie verhielten sich vollständig neutral. »Ein wahrer Jammer diese Geschichte, nicht wahr? Und so schlecht für das Geschäft. Was für ein Jammer, daß es nicht aufhört! Als ob es nicht an der Front schon genug von diesen Geschichten gäbe!« und so weiter, und so weiter. Es muß eine Menge Leute in Barcelona gegeben haben, vielleicht war es sogar die Mehrzahl der Einwohner, die die ganze Angelegenheit ohne einen Funken Interesse betrachteten oder mit nicht mehr Interesse als einen Luftangriff.

In diesem Kapitel habe ich nur meine persönlichen Erlebnisse beschrieben. Im nächsten muß ich, so gut ich kann, die eigentlichen Streitfragen beschreiben – was sich wirklich ereignete und mit welchen Ergebnissen, wer recht oder unrecht hatte und wer, wenn überhaupt, verantwortlich war. Es ist so viel politisches Kapital aus den Kämpfen in Barcelona geschlagen worden, daß es wichtig ist, den Versuch zu machen, eine abgewogene Meinung zu gewinnen. Sehr viel ist schon über das Thema geschrieben worden, genug, um viele Bücher zu füllen. Ich nehme an, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, daß neun Zehntel davon nicht wahr sind. Fast alle Zeitungsberichte, die man damals veröffentlichte, wurden fern vom Geschehen von Journalisten fabriziert. Sie waren nicht nur im Hinblick auf die Tatsachen ungenau, sondern absichtlich falsch. Wie gewöhnlich ließ man nur eine Seite der Frage in eine breitere Öffentlichkeit gelangen. Ich selbst sah, wie jeder, der damals in Barcelona war, nur

das, was sich in meiner unmittelbaren Nachbarschaft ereignete. Aber ich sah und hörte genug, um in der Lage zu sein, vielen der in Umlauf gesetzten Lügen zu widersprechen. Wer nicht an politischen Kontroversen und dem Durcheinander der Parteien und Zweigparteien mit ihren verwirrenden Namen (ähnlich wie die Namen der Generäle im chinesischen Krieg) interessiert ist, sollte, wie weiter oben, die nächsten Seiten überschlagen. Es ist eine scheußliche Sache, sich mit Details innerparteilicher Auseinandersetzungen zu befassen, es ist so, als ob man in eine Senkgrube tauche. Aber es ist notwendig, den Versuch zu unternehmen, die Wahrheit soweit wie möglich festzustellen. Dieser schmutzige Streit in einer weit entfernten Stadt ist wichtiger, als es im ersten Augenblick erscheinen mag.